Moorgarden.

Eine Erzählung

von

Josef Rank.

Motto:

Du, den der Stolz so ungerecht verdammt zur Niedrigkeit,
Der du geboren ahnenlos, stets frei von Weichlichkeit,
Der du die Bürde trägst allein, die durch Gesetz erstand,
Der du in harter Arbeit Müh'n gedient dem Vaterland,
Du, der Verein von Bürgern stets, die thätig, achtungswerth,
An Höfen wol verachtet auch, von Weisen hoch geehrt,
Volk — der Verachtung, die man dir voll Hochmuth spendet,
trotz' ich hier,
Den Mächt'gen schmeichelt man genug, ich schreibe, Volk,
allein von dir!

Thomas.

Stuttgart.
Verlag von Franz Köhler.
1851.

Ein Wort an den Leser.

Das vorliegende Bild aus der jüngsten Vergangenheit eröffnet eine Reihe von Zeitgemälden, deren jedes im eigenen Rahmen abgeschlossen zugleich mit den folgenden in mannigfacher Beziehung ein zusammenhängendes Ganze bilden soll.

Hart bis in unsere Gegenwart herein werden die späteren dieser Bilder ihre Linien ziehen.

Man hat vielfach abgerathen, solche Begebenheiten, welche den Zeitgenossen allzu nahe liegen, namentlich Begebenheiten politischer Natur, in poetischer Umgestaltung vorzuführen, weil der heiße Fluß der Meinungen noch zu wenig in feste Charakterformen abgekühlt sei, und weil es ferner, um nicht eine Parteischrift zu liefern, dem Dichter fast unmöglich falle, einen Standpunkt zur Beleuchtung seiner Handlung wie seiner Personen zu finden, wodurch ein objektives für Jedermann gleich den klassischen Werken aller Zeiten genießbares Ganze entstehen und Nachhaltigkeit und Würde erhalten könnte.

In dieser Ansicht ist viel Wahres.

Wenn es aber nicht möglich sein sollte, eine Zeit, in der wir leben, zu begreifen, Umstände, die wir sehen und hören, aufzuzeichnen und Erlebnisse, mit denen unser ganzes Wesen in den feinsten und erschütterndsten Beziehungen steht, irgendwie genügend als poetisches Ganze abzurunden: welche Meinung mögen wir dann von jenen poetischen Versuchen hegen, welche längst vergangene Zeiten schildern, deren Trümmer höchstens der sorgfältige Geschichtsforscher zu einem leidlichen Ganzen zusammengetragen, deren Persönlichkeiten oft nur in lückenhaften Umrissen auf uns gekommen sind und deren äußere Formen aus Gräbern und Rumpelkammern stückweis geholt werden müssen?

In Bezug auf den Standpunkt des Dichters dürfte ein Grundsatz schwerer ausfindig scheinen, als er es wirklich ist.

Das Herz des Dichters wird bei jedem Werke sittlich oder politisch Partei nehmen müssen, wie es bei den größten Meistern der Poesie immer auch der Fall gewesen ist; parteilos hingegen wird der Dichter nur als Künstler in der Ausführung aller Theile seines Werkes zu verfahren haben, Handlungen und Charaktere nicht ausgenommen, welche sittlich oder politisch gegen seine Ueberzeugungen stoßen.

Othello und Jago, die Lady Mackbeth und Cordelia, Faust und Mephisto, Marquis Posa und Philipp der Zweite sind gewiß mit gleichem Künstleraufwand geschaffen und dennoch wird

Niemand einen Augenblick zweifeln, für welche dieser Charaktere ihre großen Schöpfer im Herzen Partei genommen haben.

Entgegengesetzt der Meinung, daß der Dichter am wenigsten berufen sei, der treue Schilderer seiner Zeit zu sein, dünkt uns im Gegentheil gerade, daß er es vor Allen sein müßte, der trotz der Parteilichkeit seines Herzens in einem objektiven Bilde den Streit und Kampf der Meinungen noch einmal zu eröffnen und mit der Ruhe des Künstlers dem Gegner selbst die vollste Entwicklung seines Wesens zu gestatten hätte.

Wird es auch nie vermieden werden können, daß aus dem Ganzen klar genug erhellt, welcher Neigung das Herz des Dichters gefolgt ist, so wird doch auch der schärfste Gegner nie verkennen dürfen, daß ihm wenigstens die Gerechtigkeit der Kunst zu Theil geworden.

Diese wenigen Worte der Verständigung dachte der Verfasser der folgenden Erzählung voranschicken zu sollen, einestheils um fähigere Schöpfer zur poetischen Gestaltung unserer Tage aufzumuntern, anderntheils um jene, welche von diesem Gesichtspunkte ausgehend, bereits Erfreuliches geleistet haben, in der stetigen Verfolgung dieses Zieles zu bestärken.

Der Verfasser der folgenden Erzählung selbst hat nur hinzuzufügen, daß er, obige Grundsätze im Auge, sein Herz vielleicht zu wenig zurückzudrängen, den Griffel des Künstlers vielleicht zu wenig parteilos zu handhaben wußte.

Wie dem auch sei; ein Versuch hat die glückliche Freiheit, noch Fehler löblicher Neigungen begehen zu dürfen; — allzu objektiven Kunstkristallen kann etwas Schlimmeres passiren: sie können ohne Leben sein.

Frankfurt a. M. den 10. Mai 1851.

Josef Rank.

---

1. Kapitel.

„Sei also nicht betrübt, mein liebes Weib.“

Die Nacht war dunkel, die zwölfte Stunde nahe; stille war's im ganzen Hause.

In der Stube kniete ein Mann vor einem Kruzifix und betete. Kaum daß die Dunkelheit nur seinen Dämmerumriß sehen ließ. War die Stille des Hauses bisher unheimlich gewesen, so wurde sie nun gespensterhaft, als auch die Wanduhr stehen blieb und so die letzten Laute schwiegen, die bisher vernehmbar waren.

Es klopfte.

Als der Betende kein Zeichen gab, daß er's vernommen habe, klopfte es wieder.

Nun erhob sich der Betende kummervoll, warf seinen Mantel um, hüllte sich durchschauert in denselben, griff nach dem Hut und ging hinaus, das Thor zu öffnen. Drei Männer standen draußen.

„Ich bitt' euch, laßt das Klopfen" sagte der Herr des Hauses „weckt mir meine Leute nicht — hier bin ich, den ihr sucht." Die Männer erwiederten: „Wir müssen Euch verhaften;" traten schweigend auseinander, den Gefangenen in ihre Mitte nehmend und im nächsten Augenblicke ging es vorwärts durch den Hof ins Freie, im Freien nach der Straße, die zum Oberamte führt. Die Stille der Nacht blieb wie zuvor, nur das Schreiten dieser Männer unterbrach sie eine Weile.

Nach einer Stunde Weges kamen sie dem Amte nahe und am Grafenschloß vorüber; dieses war in allen Räumen festlich beleuchtet, bunte Schwärme von Gästen zogen innerhalb der Fenster hin und wieder und Musik erscholl in heiteren Weisen.

Bei diesem Anblick zog der Gefangene seinen Hutschirm tiefer ins Gesicht, umhüllte sich noch dichter mit dem Mantel und dachte kummervolle Dinge.

Es war Stedtiner, den man hier gefangen nahm.

Um zwei Uhr Morgens ließ der Haushahn seine Wecktrompete hören; um drei Uhr standen Knecht' und Mägde auf und sorgten, halb Gebet, halb Schlaf, für ihre anvertrauten Thiere; mit der Morgendämmerung kam auch die Stedtinerin zum Vorschein, hob die Kinder aus den Betten, heizte ein und fragte ganz erschrocken durch das Haus, wer ihren Mann

gesehen habe? Niemand hatte ihn gesehen noch gehört. Da fand sie einen Brief, der mitten auf dem Ecktisch lag; drin stand in Kürze Folgendes:

„Mein liebes Weib; ich bin heut Nacht verhaftet worden; du weißt, daß jetzt kein Engel vor solchem Schicksal sicher wäre. Ich habe Nichts verbrochen. Ich verlaß mich auf den Herrn, der über Alle wacht. Es gibt jetzt viele Leute, die vom Spioniren leben; hören und sehen sie Nichts von braven Leuten, so müssen sie erfinden und erlügen, was sie gerne sehen und hören möchten. Sei also nicht betrübt, mein liebes Weib; ich hoff' zu Gott, es währt nicht lange, so bin ich wieder daheim bei dir und unsern Kindern."

Als die Stedtinerin dieß gelesen hatte, wankten ihre Kniee, sie verhüllte ihr Gesicht, saß tiefbekümmert nieder und weinte bitterlich. Das herbeigeeilte Hausgesinde wurde bleich vor Wehmuth und die Kinder schrieen jammernd nach dem Vater. Bald war es durch das Dorf bekannt, Stedtiner sei verhaftet. Grimm, Kummer, Mißtrauen gegen seinen Nächsten griff in allen Herzen mehr als jemals Raum; alles heitere Winterleben erlag den Sorgen und dem allgemeinen Schrecken.

2. Kapitel.

Sturm. Gottesdienst. Ein Wink.

Der Sonntag nach der Verhaftung Stedtiner's war ein unheimlicher Tag. Thauwetter hatte den Schnee von Bäumen, Straßen und Feldern weggezehrt und nun erhoben sich laue Südwest-Stürme von solcher Gewalt, daß es selbst dem kräftigsten Wanderer nicht möglich wurde, ihnen nur eine halbe Stunde lang ohne Ermattung entgegen zu schreiten. Pfeilschnell schossen die Wolken am Himmel dahin. Ihre grauen Schatten verdüsterten Luft und Erde. Dumpf erbrausend schüttelten sich die kahlen Wälder; die schweren Tannenäste fochten dröhnend mit den Winden. Die Männer, welche nach der Kirche sturmentgegen wandern mußten, hatten schwer zu kämpfen, um nur ihre Hüte auf den Köpfen zu erhalten, die Mäntel flogen weitaus hinter ihnen, ein Spiel der tobenden Lüfte. Wenn zwei Wanderer neben einander gingen und sprachen, so nahm ihnen der Sturm die Worte schnell und spurlos von den Lippen weg und trug sie fort, so daß die Redenden selber sich nicht hören konnten, daß man wohl aber eine gute Strecke hinter ihnen das Gespräch verstand. So sagte z. B. der

Hälmer zu seinem Nebenmanne Welser einmal: „Die Allmerfelder geh'n vorm Wind her und werden heut in die Kirche gejagt;" Welser verstand die Worte nicht und gab auch keine Antwort, dagegen antwortete der alte Hoofer, der hinterher kam: „Uns aber stemmt der Wind ein Dutzend Fäuste an die Brust, als wär' ihm unser Kirchengang ein Aerger;" zehn Schritte hinter ihm erwiederte der Bohmann: „Drum halt' ich auch das Treiben in der Luft für Höllenwerk." Müde, verstimmt, mit brennenden Gesichtern kamen die Kirchengänger in der Kirche an. Jetzt wäre es von der besten Wirkung gewesen, wenn man von der Kanzel etwas Beseligendes vernommen hätte; das Christenthum ist so reich an Kraft und Tröstung, und in Zeiten, wo es von allen Seiten stürmt und nachtet im Leben, gerade da sollte es den Schwankenden eine Säule, den Irrenden eine Freundeshand und den Verdüsterten ein Licht der Freude und Aufklärung werden Wie ganz anders wird es meistens verstanden und ausgeübt! Wenn der Pater Breuner heute statt zu versöhnen, zu erleuchten, zu erheben, die Gemeinde mit Vorwürfen, Drohungen, Strafen, Verdammungen überhagelte, so daß von einer Beseligung für die Gegenwart und von einer Hoffnung für zukünftige Erleichterung bei Niemand eine Rede sein konnte: was erreichte der Prediger da? Der Peter Habel aus

Wulfingen, der immer an der Kirchenthüre stand und gerne Anlaß nahm, die Predigt los zu werden, sagte bei diesem Höllenwetter von der Kanzel: „Da hat's den Anschein von keinem Seligwerden. Muß es sein und sind wir appart verloren, so will ich bei Zeiten noch ins Wirthshaus und mir einen Rausch holen, wie die Christenheit noch keinen gesehen hat." Er schlich hinaus und marsch „dem goldenen Engel" zu. Der alte Hoofer, der in einer der vordersten Bänke saß, blickte dem Priester mit einem unvergleichlichen Lächeln in's Gesicht und dachte: „Geh, geh; sei dasiger! Rechnest du auf deine Salb' und Weihe? Die hat dir Wind und Regen lang' herabgewaschen. Muß Alles in die Verfluchung hinein, die Hand darauf, du wirst voran zur Hölle fahren." Während Solches in der Kirche geschah, tobte der Sturm von Außen an Thurm und Wänden herum. Die Kirchenfenster zitterten. Durchschauert sah die Gemeinde zu Boden. Vater Hälmer saß in der hintersten Kirchenbank und blickte in wunderlicher Stimmung auf die Zeilen seines Gebetbuchs, ohne zu lesen. Jetzt klopfte ihm eine Hand leise auf die Schulter, er blickte um, der Wirth aus Jägersheim stand hinter ihm.

„Hälmer" sagte dieser vorgebeugt und leise „kommt heraus, ich muß Euch Etwas sagen." Drau-

ßen fuhr er fort: „Hälmer ich sorg', man wird Euch heute Nacht verhaften wollen."

Hälmer wurde blaß; doch erwiederte er schnell: „Wenn's wirklich so ist — verbrochen hab' ich Nichts — ich muß es kommen lassen, wenn es kommt."

Der Wirth von Jägersheim fuhr fort: „Eben sind drei Häscher drüben ins Wirthshaus getreten; sie sind über Neudorf hergekommen. Da hat mich mein Weg just einige Schritte hinterher geführt, der Sturm treibt mir ihre Worte zu und so hör' ich, daß es auf Euch abgesehen ist. Die Häscher wollen bis heute Nacht im Wirthshaus bleiben und Euch dann holen."

Schwermuth schien den Hälmer einen Augenblick zu beugen. Dann faßte ihn eine tiefe Bewegung. „Wirth" sagte er, indem er demselben lebhaft die Hand drückte „ich muß Euch danken für die schlimme Nachricht, es ist gut, wenn man sich selbst und sein Haus vorerst in Ordnung bringen kann. Heute Nacht, meint Ihr? Nun gut. O sagt, ihr geht doch geraden Wegs von hier aus heim?" Der Wirth bejahte; Hälmer fuhr fort: da müßt Ihr ja willig oder nicht an meinem Haus vorüber. Wolltet Ihr meinem Weib vermelden, daß sie mich ums Abendläuten erst daheim erwarten könne?" Der Wirth erwiederte: „Recht gern; wo aber wollt Ihr hin?" Hälmer: „Ich bitt' Euch, laßt mich ganz darüber schweigen; schweigt auch

Ihr von dem, was ihr schon wißt." Sie gaben sich bewegt die Hände und sprachen weiter keine Sylbe mehr. Der Wirth ging seinen Weg nach Angern, Hälmer schritt der Straße zu, die nach Küßüben führt.

---

3. Kapitel.

Ein schwerer Gang.

Indessen war der Sturm noch heftiger geworden, ras'te an den Mauern der Gebäude, tos'te durch die Wälder, warf Kamine herab und wühlte in den Dächern der Häuser.

Als Hälmer über die Höhe bei Lohden trachtete, riß der Sturm vor seinen Augen die vielhundertjährige Eiche nieder, welche den Rücken der Höhe aus alter Zeit her majestätisch geziert hatte. Mit Aechzen und Gekrach hinstürzend und mit seinen gewaltigen Wurzeln die Erde weitaushöhlend lag nun der königliche Baumgreis da, zersplittert und zerspalten: ein neues Weh für Hälmer's Seele; eine Erinnerungssäule schöner Kinderjahre war ihm mit diesem ehrwürdigen Baume niedergebrochen.

Dieser Anblick brachte den schwermüthigen Aufruhr seiner Seele zum Ausbruch.

Frei auf der höchsten Stelle der Höhe stehend zog er den Hut vom Haupt und hob ihn gegen Himmel; weithin von den Schultern flatterte sein Mantel und in seinem Haare wühlten die Winde.

„Sturm Gottes!“ rief er „brich und verweh' auch uns! Von dir weiß man, daß du dich legst, wenn du dein Opfer hast, es folget Sonnenschein und Regen. Aber wenn es mit uns fortgeht wie bis nun, die Regierer Alles sind und treiben, was sie wollen, dann werden wir gebrochen und verschont, zu Tode gehetzt und doch nicht todt geschlagen. Das ist ärger als auf einmal hin sein und von Allem nichts mehr wissen.“

Die große Aufregung seiner Seele machte ihn gänzlich unempfindlich gegen die Beschwerden seiner Wanderung; es war drei Uhr nach Mittag, als er in Küßüben eintrat.

---

4. Kapitel.

Ein Haus des guten Rathes.

In Friedländer's Hause war eben eine Anzahl Männer heimlich versammelt. Sie waren theils aus freiem Antriebe hergekommen, um sich Friedländer's Rath zu holen, theils waren sie von diesem gerufen

worden, um ihnen manches Wichtige zu eröffnen. Friedländer, in ländliche Tracht mit grauer Steirerjacke gekleidet, saß nun mitten unter diesen Männern und hatte eben eine Liste Namen abgelesen, deren Verhaftung er vorherverkündigte. Mehrere von den Männern der Liste waren gegenwärtig; die Eröffnung machte tiefen Eindruck. „Und damit ihr seht, daß ich ganz gewiß von euerer Verhaftung weiß" bemerkte der Friedländer schließlich „so will ich euch noch sagen, daß man heute Nacht den Hälmer holen wird, sein Name ist der erste auf der Liste." Es klopfte. Die Männer gingen lebhaft durcheinander.

Friedländer stand auf, ermahnte, daß man ruhig bleiben möge und trat dann an die Thüre.

Als er aufschloß und Hälmer hereintreten sah, erschrack er und rief: „Wahrlich, Hälmer, Euch hab' ich nicht bei mir erwartet! Ihr seid ums Himmels willen doch nicht auf der Flucht?"

Hälmer erwiederte: „Wie, Friedländer, weil ich von Sturm und Herzweh' so kläglich zugerichtet komme?"

„Nicht das" antwortete der Friedländer „sondern weil Ihr heute doch verhaftet werden sollt?"

Hälmer konnte sein großes Erstaunen nicht verbergen: „Wie?" rief er „so wißt Ihr's schon? Ich selbst habe eben erst in der Kirche einen Wink erhalten

und bin troß Sturm und Wetter hier, daß Ihr mir Euern Rath ertheilet. Friedländer, wenn Ihr uns in dieser Noth verlaßt, so sind wir unserm Zorn alleine anvertraut und mehr als ganz verlassen. Was soll ich thun? Was sollen wir beschließen? Wie bringen wir die Pein von uns und unsern Kindern? Ich geh' nicht eher, bis Ihr mir sagt, was Ihr mir rathen wollet?"

Der Friedländer blieb ruhig und ernsthaft vor ihm stehen und sagte dann: „Nun, Hälmer, wenn Ihr bei Sturm und Wetter zu mir gekommen seid, um meinen Rath zu hören, so müßt Ihr doch auf meinen Rath auch etwas geben, sei er bitter, sei er angenehm. Wollt Ihr mir vertrauen, was ich Euch nun rathen möge?" Hälmer: „Der Friedländer ist immer ohne Falsch gewesen; Ihr mögt mir rathen, wie Ihr wollt, ich werde dankbar folgen." Friedländer: „Dann setzt Euch, ruht, und diesen frischen Becher Wein verkostet, damit Ihr meinen Rath mit Fassung höret, er wird Euch nicht erfreulich scheinen. Daß ich's nur gleich bekenne: Hälmer, stehenden Fußes müßt Ihr wieder heim; Ihr müßt Euch ohne Widersträuben dem Gefängniß übergeben. Wahrscheinlich werden die Häscher Euch um Mitternacht erst holen; macht Anstalt, daß die Haft so still als möglich vorgenommen werde. Daher müßt Ihr vor allen Dingen

Weib und Kind und Hausgesinde früh zu Bette schaffen und etwa nur den Oberknecht in das Geheimniß ziehen, daß er morgen Eure Haft, wenn sie geschehen ist, verbreite. Das ist mein Rath. Er wird Euch wohl betrüben, allein Ihr glaubt mir wohl, daß es der beste ist, den ich Euch geben kann. Freunde! Nachbarn! Noch kann ich euch mein ganzes Herz nicht offenbaren, was ich denke, was ich weiß und was ich für euch leide. Vertraut mir fernerhin und glaubt das Eine: ihr duldet nicht mehr lange, der Friedländer meint es gut mit euch. Hälmer, ich lasse Euch mein Wägelchen bespannen, Ihr sollt Euch nicht zu müde laufen, denn Ihr müßt zur Abenddämmerung zu Hause sein."

Man merkte aus der Stimme des Redners, daß er tief ergriffen sei. Die Männer blieben eine Weile stille sitzen und blickten vor sich nieder, dann erhoben sie sich, Einer nach dem Andern, und reichten schweigend ihre Hände hin. Friedländer drückte sie ihnen ernsthaft und fügte seinen Worten noch hinzu: „Ich hoffe, ihr habt mich verstanden und folgt mir eures Heiles wegen." Die Männer sagten „Ja" und nahmen ihre Hüte. Es wurde noch ein Becher Wein herumgereicht und manches Herz fing an, in Etwas heiterer zu schlagen.

Als angespannt war und Friedländer's Gustav, ein

achtzehnjähriger blühender Bursch in Bauerntracht erschien, um sich als Hälmer's Kutscher anzubieten, da wollte sich dieser gewaltig sträuben, die Ehre anzunehmen. Aber Friedländer reichte ihm den frischgefüllten Becher hin und sagte: „Trinkt auf bessere Zeiten und laßt das Kindischthun." Hälmer trank noch einmal und fuhr dann mit trüber Ergebung in sein Schicksal heim.

Er kam früh genug nach Hause, um vor seiner Verhaftung noch die nöthigen Anstalten zu treffen. Er befolgte Friedländer's Rath und zog nur seinen Oberknecht in's Vertrauen; der sollte erst nächsten Morgen seine Verhaftung melden. Arglos gingen also Hälmer's Weib und Kinder schlafen. Um Mitternacht kamen die Häscher wirklich und nahmen den Hälmer in ähnlicher Weise gefangen, wie einige Tage früher den Stedtiner . . .

---

5. Kapitel.

Ein Blick nach Süden.

Das war geschehen in einer Nacht des Februars 1848; zu jener Zeit also, wo es sich in Italien bereits wie Meeresbrausen hören ließ und mit einem Male an's Tageslicht zu brechen drohte mit der All-

macht eines ganzen Volkes gegen Fremdherrschaft und Tyrannei. Schon war Neapel aus Sicilien geschlagen; bleich saßen alle Fürsten auf den Thronen. Das Maß der Sünden der Regierungen war voll. Am tiefsten fast erbebte die in Wien. Hier saß die feine, still-unheimliche, bösartig-kluge, sündergraue Diplomatenspinne Metternich mit seinem Anhange tief verzweigt und eingenistet und spann noch seine Polizeigewebe über Oesterreich, Italien und Deutschland. Die Wünsche der Völker sollten ihm nur zappelnde Alltagsfliegen in seinem Spinnennetze sein. Das wußte er: sein morscher Staatsbau müsse wanken, stürzen, wenn auch nur an Eine Säule der Völkersturm zu heftig fassen würde. Gleich jenem pfiffigen Minister Frankreichs, der sich kurz vor seinem Tode noch geschminkt in offner Sänfte in's Freie tragen ließ, um Glauben an seine Kraft und glückliche Gesundheit zu erwecken, schien Metternich nie heiterer als jetzt gelebt zu haben; wie Jupiter im Lächeln Meister, suchte er durch äußere Freudigkeit die Welt zu täuschen über seine tiefe Seelenpein und nagende Sorgen; die Festlichkeiten erloschen in seinem Hause nicht mehr, indessen er draußen die bewaffneten Völker in Bewegung kommen ließ: Heersäulen zu Fuß, zu Pferde, mit Kanonen und Pulverwagen stiegen nach den Ebenen Mailands nieder; in immer neuen bestürzten Zügen

folgten Regimenter auf Regimenter aus Norden und Nordosten, und ganze Gliederreihen aus der Kriegerkette der Grenzer wurden rasselnd dem großen Heerbann nachgezogen gegen die Regungen Italiens. Mit banger Stille, ein leises Hoffen neben heftigen Befürchtungen im Herzen, sahen noch die Völker Oesterreichs den jungen Unternehmungen entgegen; die Thatensaat am Po konnte leicht auch Früchte tragen an der Donau. Aber vermessen schien noch jede solche Hoffnung, gefährlich jede Sympathie, tödtlich die unverhehlte Lust, sich ritterlich dem Aufschwung in der Heimat anzubieten. Heerschaaren von Beamten, Woldienern und Spionen wimmelten mit aufgefrischter Treue zu des Meisters Füßen, und es schien dem letzten derselben nicht genug gethan, wenn man den Eifer des Herrn nicht weiter trieb, als er's verlangte. So stand es in Oesterreich, als sich in einer westlichen Provinz desselben das zutrug, was wir erzählen.

---

6. Kapitel.

Die wachsende Bedrängniß.

Friedländer hatte Recht; mit Hälmer's Verhaftung war das Uebel noch bei Weitem nicht zu Ende. Die Verhaftungen dauerten fort. Es wurden in kurzer

Zeit darauf nacheinander vier weitere ehrenwerthe Männer in's Gefängniß abgeführt. Und warum? Weil eines Abends ein Korbflechter aus dem Nachbarstaat im Wirthshaus zum „goldenen Engel" allerlei unzufriedene Worte fallen ließ, die ihm Niemand verwehren konnte, in die aber bedachtsam Niemand einstimmte, weil man wußte, daß es dem Amte nicht selten beikam, die Hausirer und andere Wandermenschen als Aufwiegler und Spione zugleich zu gewinnen. Das bisher ängstlich gedrückte Gemüth des Volkes fing an zu wogen. Ohne sich's gerade ausdrücklich zu sagen, ging doch eine leise und tiefe Verständigung der Herzen durch die Gegend: daß ein solcher Zustand nicht lange mehr zu tragen sei. Ein Umstand kam hinzu, der die Sache nicht wenig verschlimmerte.

Denn eines Tages sah man den Pater Breuner mit großer Hast zum gräflichen Rathe Wilfing eilen und nach einer Stunde sehr geheimer Unterredung heiteren Angesichts von dannen gehen.

Zwei Tage darauf war ein Leichenbegängniß. Der lustige Peter Habel aus Wulfingen hatte das Unglück gehabt, sich wieder zu berauschen und auf dem nächtlichen Heimwege den Tod zu finden. An der ziemlich tiefen Stelle eines Baches hatte er, weil er den Weg nicht finden konnte, einen Sprung versucht, der nicht bis an's Ufer drüben reichte; er fiel mitten in das

klagende Gewässer, sank unter und ertrank. Andern Morgens fand man seine Leiche auf einer seichten Uferstelle und brachte sie den Seinen heim. Es war ein großer Jammer um den Mann, der ungeachtet manches Fehlers doch im Ganzen ein liebenswerther Nachbar war. Wie geneigt ihm viele Menschen waren, das bezeugte die zahlreiche Begleitung, welche sich bei seinem Leichenzuge eingefunden hatte; sein Haus und der große Vorhof wimmelten von Menschen und noch immer zogen ganze Schaaren auf allen Wegen heran. Allein im Augenblicke, als der Priester erwartet wurde, erschien ein Bote, welcher rund heraus eröffnete, man möge die Leiche hinführen und begraben, wohin man wolle, einem Verdammten, der ohne Abendmahl gestorben, könne man weder die kirchlichen Ceremonien angedeihen lassen, noch könne zugegeben werden, daß er im geweihten Boden eines Friedhofs eine Ruhestätte finde. Habel's Weib und Kinder schrien laut vor Schmerz bei dieser Nachricht und umringten trostlos die so mißhandelte Leiche des Gatten und Vaters. Der Eindruck auf alle Versammelten war nicht viel geringer. Den Männern stieg eine dunkelrothe Zornglut auf die Wangen; jetzt war der geheimnißvolle Gang zum gräflichen Rath enträthselt: der Priester hatte bei dem Polizeistaat Vollmacht haben wollen und bekommen, in dieser Sache nach Belieben zu

verfahren. Einige der entschlossensten Männer machten sich nun auf und begaben sich stehenden Fußes zu Breuner, um ihn von einem so peinvoll-barbarischen Verfahren abzubringen; umsonst. Er empfing sie lächelnd, aber wüthigen Auges. Im Zimmer wie ein Leopard im Eisenkäfig auf- und niedergehend gab er auf Alles abschlägige Antworten. Die Männer entfernten sich mit durchwühlten Gemüthern unverrichteter Sache. Das um die unselige Leiche versammelte Volk schien rasend werden und in blinder Wuth losfahren zu wollen; es umschwärmte einige Zeit den Pfarrhof, drang hierauf ein, um den Priester zu seiner Pflicht zu zwingen; er war fort; da erbrach man die Friedhofthore, warf mit eigenen Händen ein Grab auf und senkte unter Beten, Weinen und Reden die Leiche des Verstorbenen hinein. Vier Gemeinden gaben sich das Wort, auf diesem Grab einen Denkstein zu errichten, wie man in der Gegend keinen zweiten aufzuweisen habe.

Jetzt rollte die Lawine heimlicher Empörung unaufhaltsam weiter; mancher friedliche Gedanke, der sonst sicher und stämmig dastand gegen übereilte Stürme des Gemüthes, wurde umgebrochen und entwurzelt und ließ der dumpfen Wuth der Herzen freien Lauf.

Eine Untersuchung über die Störung der öffentlichen Ruhe bei Habel's Leichenbegängniß blieb nicht

aus und wurde unter tausend Peinlichkeiten fortgesetzt. Das Volk mußte natürlich wieder Unrecht haben und einige Verhaftungen vermehrten die vorhergegangenen. Um diese Zeit war es unter Anderem auffallend geworden, daß einzelne Soldaten in der Gegend häufiger als je die Schenken besuchten und es an ehrenrührigen Aeußerungen nicht fehlen ließen, andererseits hörte man die Klagen immer häufiger, daß das Volk beim Amte täglich ausgesucht roher behandelt würde. Da kam es, man wußte nicht, woher: daß es eines Tages wie durch die Luft getragen von Mund zu Munde durch die Dörfer ging, am nächsten Mittwoch solle ein Volksaufstand erfolgen, und beim Amte, schien es, war man auch nicht zweifelhaft, daß es so kommen würde.

---

7. Kapitel.

Wie man rüstet und ein Treffen sucht.

Manches Herz pochte in ungewissen Schauern, mancher wackere Hausvater setzte in Gegenwart seines weinenden Weibes sein Testament auf und sagte am Schluß desselben: „Wer kein Schelm ist und ein Herz hat für die Seinen, darf sich seines Leibes

nicht sichern; es geht Alle an, drum muß sich Jeder stellen." In der Nacht vor Mittwoch ging es beim Amt und im „schwarzen Cabinet" des gräflichen Schlosses sehr geheimnißvoll und rührig zu; man wollte den Kreishauptmann und einen noch größeren Herrn aus der Hauptstadt ankommen gesehen haben. Eine halbe Schwadron Dragoner war in und um den großen Vorhof des gräflichen Schlosses bereit, augenblicklich aufzusitzen. Unheimliche Wachtfeuer brannten hier und dort, am Schloßthore standen zwei Kanonen. Wachtposten ritten streckenweise nach allen Richtungen hin und wieder; Gesindel aller Art war aufgeboten, um horchend durch die Dörfer zu schleichen und Rapport zu bringen, welche böse Zeichen vielleicht diese Nacht schon den nahen Sturm ankündeten. Selbst alle Vagabunden, die man in Verhaft gehalten hatte, ließ man frei und benützte sie gegen reichliche Bezahlung als Spione. Einer von diesen brachte in der Nacht um 1 Uhr die Kunde, im Hause des Friedländer's gehe es sehr lebendig und verdächtig her, es dränge und summe dort wie in einem Bienenstocke, geheimnißvolle Gestalten, die Hüte tief in die Augen gedrückt, Bauern mit Stangen, Heugabeln und Aexten bewaffnet ziehen aus und ein; bei dieser Nachricht wurde der Rath Wilfing bleich vor Freude, belohnte dem Spion die Nachricht mit

einem Dukaten und ging lebhaft auf und nieder. Er sprach es zwar nicht aus, aber er dachte es sich: Nun, Friedländer, hast du dir die Todeswunde geschlagen und ich will ein Arzt sein, der dich vollends zu Grunde richtet. Dann eilte er an den Schreibtisch, um die Depesche, ein Meisterstück polizeilicher Lügenkünste und Uebertreibungen, durch ein so wichtiges Moment zu bereichern. Ein Geheimschreiber copirte sogleich jede Fortsetzung dreimal, damit es nach verschiedenen Richtungen zugleich abgehen könne. Unter solchen Vorgängen im gräflichen Schlosse und immer neuen Berichterstattungen über äußerst bedenkliche Vorzeichen in den Dörfern graute endlich der Morgen, dem so viele Herzen entgegen bangten. Rath Wilfing hatte die Anordnung getroffen, daß gleich am Morgen, also bei lichtem Tage, was bisher nie geschehen war, wieder eine Verhaftung vorgenommen werde, und zwar an einem sehr beliebten Manne der Gegend. Daß diese Verhaftung vorgenommen würde, das hatte er schon früher durch die Ortschaften in Umlauf bringen lassen. Dadurch hoffte er den Aufstand so schnell als möglich hervorzulocken und auf einen Punkt zu führen, der dem Amte nahe und einem militärischen Angriff besonders günstig werden mußte. Denn er zweifelte gar nicht, daß es die erste That der Verschworenen sein würde, den

Anton Walldorfer um keinen Preis verhaften zu lassen. Außer der halben Schwadron Dragoner waren indessen auch noch einige Abtheilungen Infanterie herbeigezogen worden, die als Sturmcolonnen nach allen Richtungen des Gebirges verwendet werden sollten. Gegen neun Uhr Morgens sprengte ein Mann in zerlumpten Kleidern auf einem hagern Bauerngaul ohne Zaum und Sattel vor den gräflichen Schloßhof und rief wie besessen: „Es ist los! Alles ist im Aufruhr! Bei Küßüben kann man nicht mehr über das Gebirg vor Bauernschwärmen! In Lautern wollen sie den Walldorfer nicht verhaften lassen! Man will sengen und brennen und nach dem Schlosse ziehen!" Gleich hinter ihm fuhr ein Mann auf einem Wägelchen vorüber, der verschiedene andere, nicht minder gefährliche Gerüchte brachte; ähnliche Dinge wurden den reitenden Posten gesagt, welche nun lebhaft im Schlosse ab und zu ritten. Der Befehl, aufzusitzen, ließ nicht auf sich warten. Im weitläufigen Schloßhofe stiegen und brausten die Pferde; es klirrten die Säbel und hallten die Commandoworte; es ging sehr bunt und gewaltig durcheinander, bis man in Reih' und Glied dastand und vier Mann hoch durch das Thor auf die Heerstraße herausritt, wo man sich in kleine Colonnen theilte, um nach verschiedenen Richtungen das berechnete

Manöver auszuführen. Zum Schutze des Schlosses blieb eine Compagnie Infanterie und ein Trupp Dragoner zurück. Der Himmel war schon seit frühem Morgen dicht mit Wolken bedeckt und jetzt fing es zu schneien an, wie es wohl noch nie gesehen worden war. Die Wanderer auf freier Straße schien es binnen Kurzem bis an den Hals verschütten zu wollen. Nichts desto weniger ließen sich Reiter und Fußvolk nicht beirren, ihre militärische Operation auszuführen, sondern schoben sich wie fußlose Schneemänner, so schnell es eben ging, nach bestimmten Richtungen weiter. Das Unwetter hatte nur so viel ändern können, daß sich auch die Infanterie-Abtheilungen gezwungen sahen, neben der Reiterei auf der breiten Heerstraße zu bleiben, anstatt, wie beschlossen war, auf den früher gangbaren Gebirgswegen zwischen Lautern und Küßüben die Gegend abzusperren. Den ersten Feind erwartete man in den Waldungen von Lautern. Wie erstaunte man aber, als die vorgeschobenen Plänkler, ohne einen Schuß zu thun, die Wäldchen besetzten und die nachrückenden Colonnen die ganze Waldung, ohne einen feindlichen Mann zu sehen, in Besitz nahmen und passirten. Gegen Mittag waren alle Höhen und wichtigen Punkte um Lautern, den vermeintlichen Herd des Aufruhrs, ebenfalls ohne Widerstand besetzt und das Erstaunen erreichte den

Gipfel, als nun auch der Anton Walldorfer von drei Gerichtsdienern gefangen dahergebracht wurde, allem Anscheine nach so friedlich als möglich. Auf die Frage, ob es in Lautern Widerstand gegeben habe und ob sich dort ein Theil der Aufständischen zu halten suche, gaben die Gerichtsdiener zur Antwort: nicht Einen Mann Aufständischer hätten sie dort gesehen und nicht der mindeste Widerstand habe bei Walldorfer's Verhaftung Statt gefunden, im Gegentheile wäre ihnen aufgefallen, wie heiter man in Lautern der Verhaftung Walldorfer's zugesehen habe; anstatt zu lärmen und zu schimpfen wären die Dorfbewohner überall mit lachenden Mienen herzugekommen und hätten gesagt: „Ade, ade Walldorfer, es kann Euch Nichts geschehen, in acht Tagen lassen wir uns Alle einsperren, was Allen geschieht, das geschieht doch Keinem!" Selbst Walldorfer's Weib und Kinder hätten munter und gefaßt geschienen. Der Dragoneroffizier, ein Deutscher aus Eger Namens Roßbacher, erröthete sichtbar bei dieser Nachricht, ließ die Häscher mit ihrem Gefangenen passiren und befahl den Rückzug nach der Waldung; auf den befehlenden Major schien die Nachricht nicht die beschämend-peinliche Wirkung wie auf den Lieutenant zu machen, denn er befahl, anstatt des stillen Abzuges seiner Leute nach dem Hauptquartiere, die Formirung drohender Co-

lonnen, welche durch die Ortschaften marschiren sollten, um durch solche Entfaltung augenscheinlicher Gewalt das Volk gehörig einzuschüchtern. Die Sache schien auch nicht ohne Eindruck zu geschehen. Allein ein wunderbares Ereigniß noch am selben Tage zeigte, von welcher Art und wie vorübergehend der ganze Eindruck eigentlich gewesen war. Denn kaum war alles Militär aus den Dörfern wieder abmarschirt, so wurden alle Dorfbewohner wie auf ein gegebenes Zeichen, durch heiteres Getöse aus den Häusern gelockt und überall durch ein lustiges Maskenspiel nicht wenig unterhalten. Die Maskerade bestand aus drei höckerigen Gestalten in Häscheruniformen, mit langen, versoffenen Nasen und greulich bemalten Gesichtern. Sie hatten einen maskirten Bauer als Gefangenen in ihrer Mitte, der sich ununterbrochen mit lustigen Bocksprüngen drehte und die hinkenden Häscher, die vergebens ihre verrosteten Hirschfänger zu ziehen suchten, mit klatschenden Ohrfeigen traktirte. Die herbeiströmenden Zuschauer wußten sich vor Vergnügen und Gelächter nicht zu fassen. Die Jugend sprang jubelnd nach dem Takte einer alten Gemeindetrommel und einer mißtönenden Pfeife, die hinter dem Maskenzuge Dorf auf und ab gar lärmend gespielt wurden. So mochte die ganze Geschichte eine halbe Stunde gedauert haben, als bei einbrechender Nacht die

Masken plötzlich wie verblasen hinter den Häusern verschwanden, so daß Niemand errathen konnte, ob die Verkappten Fremde oder Einheimische gewesen waren.

---

8. Kapitel.

Zwei höfliche Botschaften.

Als der gräfliche Rath Wilfing außer den unerwünschten Militärberichten auch noch die Kunde von den Maskeraden erhielt, da saß er beinahe eine halbe Stunde sprachlos da und bemühte sich vergebens, sein feines Lächeln wie gewöhnlich zu behaupten.

Das Schlimmste aber stand noch aus.

Vom Friedländer kam jetzt ein Bote an, welcher meldete: „wie sein Herr am Dienstag Abend unerwartet Kunde erhalten habe, daß in seinem Waldbezirke ein Wolf gesehen worden sei, den zu fällen er die ganze Nacht Vorbereitungen getroffen habe; ohne zu ahnen, daß Mittwochs so große Militäroperationen von den Behörden in der Gegend beliebt werden dürften, habe er daher am Mittwoch mit dem ersten Morgengrauen in Gemeinschaft großer Jagdliebhaber und seltsam bewaffneter Bauern

(die Manchem als unheimliche Gestalten erscheinen mochten) die Jagd begonnen, und wenn er auch nicht so glücklich gewesen, den Wolf zu fangen oder zu erlegen, so sei doch sein lieber Jagdgefährte, Gutsbesitzer Jeneveldt, so glücklich gewesen, einen wunderschönen Hirsch zu fällen, den er sich erlaube, mit freundlichem Gruße zu übersenden. Dies lasse er vermelden, um etwaigen Mißverständnissen vorzubeugen. Uebrigens wünschte er in Zukunft einen Wink zu erhalten, so oft wegen amtlicher Rücksichten größere Jagdzüge, besonders in Gemeinschaft mit so abenteuerlich bewaffneten Bauern, Anlaß zu höheren Mißbilligungen geben sollten."

Rath Wilsing empfand jedes Wort dieser beziehungsvollen Botschaft wie einen Messerstich und ließ daher den Boten warten, bis er sich gesammelt hatte, um eine Antwort zu ersinnen, die nicht minder fein und harmlos scheinen sollte. Und es gelang ihm wahrlich gut genug.

Denn Wilsing „dankte vor Allem für das freundliche Andenken an die heutige Jagd und fügte hinzu, er gebe sich der Hoffnung hin, den Wolf recht bald erlegt zu sehen, bevor er dem armen Volk Unheil bringe; sonst aber hätte des Friedländer's Jagdaufzug höchstens nur

einen Augenblick vielleicht, doch auch nicht länger mißverstanden werden können, denn sein loyaler Sinn sei ja bekannt und eine Schaar bewaffneter Bauern in seiner Nähe gäbe zu Nichts weniger Anlaß, als zu Besorgnissen des Amtes. Er möchte sich also ja nicht beirren lassen künftig in seinen Jägerfreuden, denn auch der wackere Soldat wisse gut genug, den Feind vom Freunde zu scheiden."

So redeten durch höfliche Sendboten zwei Männer miteinander, die sich haßten wie Feuer und Wasser und die sich heute zu bekämpfen gesucht hatten auf Tod und Leben. Als der Bote den Rath Wilfing verließ, war dieser so erschöpft vor peinlicher Erschütterung, daß er zu Bette mußte; der Friedländer aber empfing den Boten wolgemuth und heitern Angesichts und dachte sich, als er die Botschaft vernommen hatte: „Ja, ja, auch ich will hoffen, daß der wölfische Verderber zu Grunde gehe, bevor er selbst das Volk zu Grunde richtet!" Und so endete ein Tag, der mit Wetterwolken angefangen hatte und heiteren Himmels in die Arme der Nacht versank.

9. Kapitel.

Eine Rede, welche einen Aufruhr bändigt.

Aber nun fing auch der Friedländer an, die Folgen einer acht und vierzig Stunden langen Anstrengung zu fühlen.

So wohl ihm der Sieg gelungen war, so schwer hatte es gehalten, ihn zu erringen.

Wir sind es mancherlei Gründen schuldig, in die vorige Nacht zurückzukehren und einige Dinge nachzuholen, welche sich in Friedländer's Hause zugetragen haben, denn wir wissen bisher nur so viel, daß es dort um Mitternacht sehr lebhaft und drohend hergegangen sei, daß unheimliche Gestalten mit Waffen aller Art das Haus durchschwärmten, aber ob das Alles nur Jagdvorkehrungen gewesen, durch welche Friedländer den gräflichen Rath zu täuschen im Sinne hatte oder ob ein Bauernaufruhr allen Ernstes im Zuge war, welchen Friedländer nur abgewendet haben mochte durch allen Aufwand seiner großen Macht über das Gemüth des Volkes: darüber blieben wir im Zweifel.

Nun aber war ein Bauernaufruhr jene Nacht im vollen Zuge, Friedländer selbst hatte ihn zum Scheine mächtig angeregt, so daß vom Volke Keiner

war, der nicht in Friedländer's Haus gekommen wäre in Erwartung, in den Kampf geführt zu werden. Als aber die einflußreichsten Männer der Gegend angekommen waren, versammelte er sie zu einer heimlichen Besprechung in seiner großen Stube, hieß sie niedersitzen und setzte sich selber mitten unter sie und sprach:

„Freunde! Nachbarn! Ihr seid erschrocken, erzürnt, empört über das, was seit Wochen hier herum geschieht. Die ehrenhaftesten Männer unserer Gegend werden wie Verbrecher eingeführt, behalten; mit Schrecken sieht und hört man das und kaum weiß Jemand einen Grund dafür, höchstens, daß man hinterher verbreitet: der Verhaftete müsse bei der und der Gelegenheit so und so von Sr. Majestät, dem Kaiser, oder von den Aemtern oder von der Staatsschuld oder von den allzuhohen Steuern, von arger Soldatenpresserei, von ungerechtem Stempelwesen und so weiter gepredigt haben. Seht, ich will euch die Augen öffnen. Eine Regierung, die zu schlecht oder zu dumm ist, als daß sie mit Liebe und guten Gesetzen regieren könnte, die regiert eben mit Haß und Gewalt. Eine solche ist die unsere. Es liegt ihr daran, vom Unterthan Alles zu erhalten, was sie will, allein der Unterthan soll sich bei allem Leid nicht melden und nicht regen. Die Minister, die

Beamten, der Adel, der Soldat, die Geistlichkeit treiben, was sie zu ihrem Vortheile wollen und leben im Uebermuth; allein das Volk, das heißt der mittlere Bürger, der fleißige Handwerksmann und der Bauer, die sollen geben und wieder geben, Steuern und Zehent und noch andere Abgaben aller Art und dabei doch stille sein und sich's zur Gnade rechnen, daß man sie erträglich am Leben lasse. Seht, eine schlechte Regierung ist wie ein Mensch mit einem bösen Gewissen; sie ist voll Argwohn, voll Mißtrauen, voll Furcht: und wenn sie auch noch so lustig ist und sich stellt, fest wie ein Fels zu sein und unsern Herrgott zum Freund zu haben: sie hat doch bei Tag keine Ruhe und bei Nacht keinen Schlaf. Deßhalb schafft sie sich tausend und tausend heimliche Augen und Ohren an, das ist die geheime Polizei, um so recht hinter jeder Unterthanenseele ihren Spion zu haben. Seht nun; wie unsere Regierung ist, so sind auch die meisten in unserm deutschen Reich, in Italien, Spanien und selbst die in Frankreich; einige besser, einige schlechter. Von der russischen, der allerärgsten, will ich gar nicht reden. Nun aber geht jetzt ein wunderbarer Geist durch die Welt, die Völker reiben sich die Augen und schauen verwundert drein, was die Fürsten und ihr Anhang mit ihnen treiben. In Italien hat bereits die große Insel

Sicilien ihre Königsherrschaft von Neapel in's Meer geworfen und es fängt an, von einem Ende zum andern zu brausen wie der Sturm Gottes: Was Eine Sprache spricht, gehört zusammen, und was dem Volk eine ungerechte Last ist, das muß abgeworfen werden. Ein Volk trägt's dem andern zu und es stehen große Dinge vor der Thür. Ei seht, da hat nun Italien wie unser liebes, unglückliches deutsches Reich nicht bloß Einen, sondern viele gekrönte Herrn, einheimische und ausländische, und zu den ausländischen gehört nun auch unser Kaiser von Oesterreich. Was trachtet nun vor Allem die Regierung Oesterreichs zu thun? Sie wirft eine Armee, so stark sie dieselbe nur in den übrigen Provinzen entbehren kann, in die italienischen Lande, Lombardei und Venedig, und will Zweierlei erreichen: für's Erste will sie diese Länder, wie früher, als Eigenthum behalten; für's Zweite will sie die Freiheiten, welche die Italiener verlangen, mit Gewalt verweigern. Denn merkt wohl! Oesterreich kann nur so regieren, daß es zugleich alle seine Völker unterdrückt oder allen auf einmal die Freiheit gibt. Wollte man den Italienern geben, was sie wollen, um sie zufrieden zu stellen, so müßte man nothgedrungen auch den Deutschen, den Slaven, den Ungarn und so weiter geben, was sie wünschen, wenn nicht auch

diese zum Aufstand schreiten sollen. Wie nun unsere Regierung gesonnen ist, das haben wir lange genug erfahren; die ersten Rathgeber des Kaisers wollen jeden Aufstand in Italien und alle Wünsche dort im Keim erdrücken. Ihr könnt denken, daß die Regierung Sorge trägt, alle Länder des Kaisers streng im Zaume zu halten, bis das Unterdrückungswerk in Italien vollbracht sein wird. Angst und Schrecken ist dazu das beste Mittel. Was kann aber mehr beängstigen, als wenn es heißt: gestern ist jener brave Mann der Gegend, heute dieser in Haft genommen worden und warum? Es soll ihm dies und jenes unerlaubte Wort entfallen sein. Dieses Fangen und Verhaften der besten Männer muß eine Wirkung thun im Lande, daß endlich Alles stille und eingeschüchtert wird, seine Noth und Sorge verbeißt und gerne Alles hingibt, Steuern, wie sie gefordert werden, Söhne zu Soldaten, so viel die Regierung will — Alles, um nur den Kummer nicht zu erleben, daß man selber noch der Haft verfalle. Ist es vor wenigen Tagen noch anders hier gewesen? Sorge, Kummer, Angst, Entsetzen geht von Haus zu Haus; Niemand mehr hält sich für sicher vor Verhaftung und Verrath. Es ist euch endlich zu viel geworden und ihr habt beschlossen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, euch zur Wehr zu stellen. Ich selbst habe

euch zuletzt nicht mehr abgeredet, ja ich habe mir den Schein gegeben, als sei mir euer Aufstand auch zuletzt gelegen. Deßhalb seid ihr da; der Aufstand soll noch diese Nacht beginnen. Jetzt Freunde, Nachbarn, muß ich herausrücken mit der offenen Sprache, wie ich gesonnen bin und wie ich euch zu rathen denke. Und da erlaubt ihr mir vor Allem, daß ich euch erzähle, wie ein großer Bauernkrieg im deutschen Reich einst ausgefallen ist und was er gefruchtet hat. Es ist jetzt ungefähr 300 Jahre her, da sind in Schwaben und Franken euere deutschen Väter, die Bauern, auch einmal in's Zeug gefahren und haben einen gewaltigen Aufstand erhoben. Damals ist, wie heute, der laute Ruf nach Freiheit durch die Welt gezogen und die Bedrückungen sind noch viel ärger gewesen als gerade jetzt. Alles, was Bauer hieß und mit ihm leiden mußte, ergriff die Waffen; von Dorf zu Dorf erklang die Sturmglocke; Schlösser und Klöster wurden zerstört und sonst noch grauenvolle Dinge angerichtet. Das war der große Bauernkrieg; tausendmal mehr als ihr haben daran Theil genommen — und was glaubt ihr, haben sie ausgerichtet? Freunde, Nachbarn, jener große Bauernkrieg hat den Bauer nicht aus seinem Elend gerissen, hat ihn vielmehr noch tiefer hineingeworfen. Die Fürsten und der Adel erholten sich wieder, thaten

ihre Macht vorsichtig in ein festes Ganze zusammen, schlugen und zerstreuten die Bauern und ließen dann ein Strafgericht hereinbrechen über sie, wie die Welt noch keins gesehen hatte. Die Bauern wurden erschlagen wie schädliche Thiere, und statt ihre Lage zu verbessern, wurde ihre Lage ärger als vordem. Mit Recht erzählt daher ein Deutscher: Erst am Staatskarren ziehen wie ein Stier und das Unglaubliche tragen wie ein Esel, dann losfahren und dreinschlagen wie ein Bär und zuletzt todtgeschlagen werden wie ein Hund — das war das Loos euerer Vorfahren und das ist auch euer Loos, wenn ihr dreinfahrt, ohne euer Werk erst recht in's Aug' zu fassen. Wie viele seid ihr, die wirklich losfahren wollen mit Knitteln und Beilen und Gewehren? die vielleicht echt und recht Stand halten werden? Gesetzt, ihr seid dreitausend. Wo denkt ihr hin, daß ihr es wagen wollt, einen Strauß zu führen gegen sechs- bis achttausend Mann geübte Soldaten, die mit Kanonen und Bajonnetten herumliegen in Dörfern, Märkten und Städten und nur den Wink erwarten, gegen euch loszubrechen? Glaubt ihr euer Loos verbessert zu haben, wenn man ein Tausend von Euch im Kampfe niederschießt und niedersticht und unter den Andern das Haschen und Fangen erst recht beginnt, so daß die Wenigsten das Tageslicht je wieder

erblicken? Nachbarn! Ein Aufstand würde den Aemtern Anlaß geben, euch hinterher als Rebellen zu behandeln, während man euch jetzt nur als zur Unzufriedenheit geneigt behandeln darf.“

Hier erhob sich der Friedländer und sagte mit ernst-bewegter Stimme:

„Kinder, laßt euch eine weise Lehre geben und sagt sie weiter. Niemals bringt es Heil, wenn nur Einzelne oder Wenige etwas mit Gewalt versuchen. Soll Gewalt den Unterdrückten frommen, so muß das ganze Land zugleich beginnen, die Hauptstadt voran mit guten Führern, die andern Städte nach und hinter diesen erst das weite Land. Einzelne Menschen, einzelne Städte, das freie Land sind unterlegen, so oft sie auf sich allein gestützt Gewalt versuchten. Ihr kennt die Menschen nicht. Mit Worten sind die meisten tapfer, aber wenn es gilt, da sucht ihr euern starken Anhang oft vergebens. Wie viele falten jetzt die Stirn, sitzen euch mit Klagen stets im Ohr, stellen sich so peinlich, als ob sie ihre Hand kaum zähmen könnten, um loszufahren auf die Peiniger des Landes; aber versucht sie in der guten Stunde und ihr werdet ihre Winkelzüge hören; „je nun, je so“ wird's heißen, „es sei nun einmal nicht zu ändern, gefährlich sei gefährlich, es sei denn doch nicht gut zu wagen“ — und ihr werdet euch verrechnet und umsonst geopfert

haben. Lieber höret meinen Rath. Geht nicht mit Blindheit drein. Glaubt mir, daß ich Herzweh' habe, euch Geduld zu rathen bei so viel Druck und Leiden. Ich wollte der Erste sein, mit Büchse und Seitengewehr euch gegen den Feind zu führen, wenn es mit Sinn und Hoffnung auf erwünschtes Ziel geschehen könnte. Das aber ist nicht, also laßt uns zuseh'n, laßt uns warten. Wien ist die Hauptstadt; Wien muß allererst das Beispiel geben. Sehet zu, was Wien versucht."

Die Männer standen schweigend herum und sahen zu Boden; die Rede hatte tiefen Eindruck gemacht. Noch gingen die finsteren Wogen ihrer Seelenempörung hoch, aber ein sonniger Friedensbote schwebte besänftigend darüber hin.

Friedländer fügte nun hinzu: „Ich seh', ich habe nicht umsonst geredet. Ihr scheinet einzusehen, mit Gewalt sei altem Leid nicht abgeholfen. Aber gerade weil ich sehe, daß ihr euch so bald in meine Worte findet, muß ich euch mit einem guten Rath erfreuen. Hört! Ihr wißt, Rath Wilfing ist ein Erzfeind eures Standes, ist euer Peiniger jeher gewesen, und was euch gegenwärtig plagt, ist größtentheils sein Werk. Ich weiß recht wohl, was dieser Mann im Schilde führt: er spekulirt mit eurem Unglück auf hohe Aemter und Würden; er will durch das rothe Meer eures

Blutes in das gelobte Land einer hohen Stelle gelangen. Mit ihm spekuliren auf ähnliche Dinge noch andere große Schelme, ich nenne euch Einen, es ist Se. Excellenz, euer Graf selber. Mit Kummer muß ich euch sagen: es hat selten Einer sein Ziel verfehlt, der auf Kosten des Volkes den schlechten Regierungen einen großen Gefallen that. Und es wird auch jetzt geschehen, wenn das gelingt, was man mit euch vorhat. Laßt uns dieses hindern, laßt uns diese Ungeheuer strafen." Und nun theilte Friedländer seinen Plan mit, wie er durch verstellte Anstalten zu einem Aufruhre die pomphaften Gewaltmaßregeln des Rathes Wilfing recht zur Schau hervorlocken und urplötzlich lächerlich zu machen denke. Die großen Gefahren eines Aufruhrs konnten so vermieden und dennoch tiefe Rache an dem ärgsten Peiniger genommen werden.

Nichts liegt dem Volksgemüthe näher als Humor inmitten der wüthendsten Empörung.

Und so griff man denn auch mit beiden Händen die politische Maskerade auf, von welcher wir gelesen haben. Aber im gräflichen Schlosse fuhr der Erzfeind fort, seine Blitze gegen das Volk zu schmieden. . .

---

10. Kapitel.

Eine Amtsansprache.

Am nächsten Sonntage war an allen Kirchenthüren gedruckt zu lesen:

„An die lieben, getreuen Unterthanen Sr. Majestät, unsers allergnädigsten Herrn und Kaisers! Eine Rotte Böswilliger hat es im Laufe der vergangenen Woche zu versuchen gewagt, die gutgesinnte Bevölkerung unseres lieben Oberamtsbezirks für hochverrätherische Bestrebungen zu gewinnen und hat diese ihre verbrecherische Absicht zu erreichen gesucht, indem sie durch die boshaftesten Ueberredungen die gebotene Anhänglichkeit an Gesetz und Ordnung untergrub, dem nöthigen Ansehen der Obrigkeit durch die frechsten Verleumdungen Abbruch that und sogar zur äußersten Abscheulichkeit der sogenannten Selbsthülfe gegen das Bestehende fortzureißen strebte. Der gesetzlichen Behörde ist es zwar gelungen, durch Entfaltung schneller und energischer Maßregeln jenen Buben, welche vor dem Aergsten nicht zurückzuschrecken scheinen, ihre schmachvolle Absicht zu vereiteln und sie in das lasterhafte Dunkel ihrer Schlechtigkeit zurückzutreiben; allein wer sollte nicht die Unermüdlichkeit der Bosheit kennen, welche niemals

aufhört, im Dunkeln zu schleichen und Ruhe und Ordnung zu stören, bis sie dem allgemeinen Umsturz, dem Morden, Rauben, Plündern, Alles hingeopfert hat oder aber mit Stumpf und Stiel vertilgt ist aus der menschlichen Gesellschaft. Zu diesem Zwecke ist es nöthig, daß sich die große Mehrheit Wohlgesinnter fest zusammenthue und, treu dem allerhöchsten Herrscher und dem Recht, sich um die stets wohlmeinenden Bestrebungen der Obrigkeiten schaare, damit es schnell und für immer gelinge, der Schlange der allgemeinen Gefahr den Kopf zu zertreten, bevor sie den ärmeren Bürger bethört, den reicheren um sein Schwererworbenes gebracht und allen Schrecken und Lastern der Bösen Thür und Thor geöffnet hat. An euch daher, ihr lieben, getreuen Unterthanen, ihr friedfertigen Gemüther und frommen Anhänger der Religion und des Rechts, an euch Alle, die ihr wünscht, daß euere Dächer und Scheuern nicht in Brand gerathen, euere Kinder nicht in unabsehbaren Jammer gestürzt werden, an euch, ihr Landleute, die ihr dem Boden im Schweiß eures Angesichts eure Nahrung abgewinnt, ihr Handwerker, deren Wohlergehen abhängt von der Ruhe und gesetzlichen Ordnung in dem Land, ihr Arbeiter jung und alt, die ihr traurig genug euer armes Dasein hinschleppt und die eine schwarzherzige Rotte Bösewichter auch noch um den letzten Taglohn bringen

möchte, an euch Alle insgesammt und sonders wendet sich die warnende Behörde mit ihrem väterlichen Rath: Gehorchet der von Gott und Kaiser eingesetzten Obrigkeit in Allem und in Jedem gerne, erkennet ihre Gerechtigkeit und Milde laut und überall, verkennet ihre gute Absicht auch in ihren Strafen nicht, unterwerft euch ihren Verordnungen mit Ruhe und Ergebung, sie will nur euer Bestes, sie schützt euch, sie sorgt für euere altehrwürdigen Rechte, sie hat es immer gut gemeint mit euch und macht es ferner auch zu ihrer Pflicht, mit strenger Sorgfalt über euch zu wachen; ihr Gewissen und euer Wohl erfordern es. Haltet zur Obrigkeit, die euer Bestes will, aber fliehet die Bosheit, die Verleumdungen, die Treulosigkeit, das Laster, die Verbrechen, den Hochverrath jener kleinen Schaar, welche mit teuflischen Künsten euer Herz bethören, und vom Guten wenden will!"

---

11. Kapitel.

Die nächste Folge.

Der erste Eindruck, welchen diese amtliche Ansprache hervorbrachte, war eine unbeschreibliche Entrüstung des Volkes.

Es war hier Etwas, das dem Volke nur zu gut bekannt war, so schamlos öffentlich entstellt und mit Erfindungen und Schrecken ausgestattet, daß die Gemüther unwillkürlich sich empörten, bevor sie Zeit gewannen, die Sache näher zu betrachten.

Es dauerte nicht lange, so waren die gedruckten Zettel entweder von den Kirchenthüren gerissen, oder von Riesenschneeballen bedeckt.

Die angedeutete Rotte Böswilliger waren entweder Alle, oder Keiner. Die Flüche, die Drohungen, die Verleumdungen, die Lästerungen der Behörde trafen Jeden, da Jeder oder Keiner gemeint sein konnte. Man hatte es also von Amtswegen gewagt, das Volk im Angesicht des Volkes zu beschimpfen, das Volk mit der Hand des Volkes zu schlagen. So lange nur Eine gläubige Seele der Gegend für wahr annahm, was die Behörde da gedruckt zu sagen wagte, so war kein ehrlicher Mann mehr in der Gegend, Alles Räuber, Mörder, Hochverräther. Das konnte nicht ruhig hingenommen werden. Nach dem Morgengottesdienste war kein Amtsanschlag mehr an den Kirchenthüren und in Unmuth brauste das Volk auf allen Kirchenwegen heim. Allein als man Nachmittags zum Segen in die Kirche kam, fand man überall aufs Neue die Amtsansprache an den Thüren.

Wenn es abgesehen war, durch diesen Anschlag

das Volk zu Ueberstürzungen zu reizen, so war das Mittel ganz vortrefflich.

Allein über Mittag hatte sich der erste Zorn des Volkes gelegt und einem üppigen Humor die Herzen überlassen. Nun riß man die Zettel nicht mehr herunter, sondern stellte sich in heiteren Gruppen dicht um sie zusammen und ließ sie unter witzigen Verhöhnungen mit lauter Stimme stets von Neuem lesen. Auch bedeckte man sie bald mit allerlei Gekritzel; der Eine unterstrich die wunderlichsten Stellen mit Bleistiftzügen, ein Anderer malte eine menschliche Grimasse unter schallendem Gelächter an den Rand; der Leiningen schrieb mit großen Haken: „Diktum piktum, scheerminixdrum." Der Schwegler von Maltern, der immer großen Anlauf nahm, um einen Witz ans Licht zu setzen, wollte einmal etwas Ungewöhnlich-Merkwürdig-Außerordentliches machen und setzte, schon im Voraus lachend, seinen Bleistift an den Rand des Zettels, allein da fiel ihm ganz und gar nichts ein, bis er gestoßen und gedrängt in Eile hinschrieb: „Hahaha!" und sich zurückzog. Gelächter folgte und einige Buben prügelten ihn von dannen.

So nahm die lustige Verhöhnung des Amtserlasses reißenden Fortgang.

Die Furchtsamsten wurden bei dem allgemeinen Uebermuthe kühn. Nach und nach ließ man sich die

Schmähungen der amtlichen Anklage wenig mehr kümmern und las mehr jene Stellen heraus, welche sich mit auffallender Aengstlichkeit an die Mehrzahl Gutgesinnter wendeten. Diese ausgesprochene Furchtsamkeit der Behörde mußte den Uebermuth des Volkes nothwendig zum Unmaße treiben, nachdem es der heftigste Zorn einige Stunden bedenklich aufgerüttelt hatte.

Man wundert sich oft über die merkwürdigen Fehler, welche in solchen Amtserlassen oft gerade die entgegengesetzte Wirkung von dem hervorbringen, was sie sollten; man belächelt bei solchen Gelegenheiten dann die ungeschickte Stylübung oder ärgert sich über die amtliche Plumpheit der Auffassung aller Verhältnisse hinter den Wänden der Kanzleien; seltener ist es, daß man hinter der väterlichen Trauermiene der Erlasse das Mephistogesicht des Polizeistaats erblickt, welches über ganz andere Folgen lächelt, als man sonst davon erwarten mag. Stand hinter obiger Amtsansprache wirklich der wohlmeinende Geist einer weisen Behörde oder lächelte das grimme Angesicht des Urfeindes über den rebellischen Tumult des Volkes?

---

12. Kapitel.

Zeichen, die auf Uebel deuten.

In Maltern war nach dem „Segen" die lustige Verhöhnung des Amtserlasses eben in vollster Blüthe; vor der Kirchenthüre drängte und stieß man sich vergnügt und Gelächter erschallte über Gelächter, als ein Extrapostwagen mit vier Pferden knapp an der Kirche die Straße vorüberfuhr und ein blasses „Herrengesicht" nur halb und flüchtig zwischen dem Vorhange des Wagenfensters hervorblickte. Diese Erscheinung brachte zwar einen Augenblick eine gewisse Stille der Befangenheit unter die Leute; aber da man nicht wußte, wer „das große Vieh" war (wie sich Einer ausdrückte) so hatte man die ganze Erscheinung auch bald wieder vergessen.

Aber Einer, der bald darauf nach Hause kam, hätte den Bewohnern von Maltern wohl sagen können, wer der Fremde im Reisewagen gewesen war. Dieser Eine, der um das Geheimniß wußte, war der Jäger von Maltern.

Er hatte eben nach dem Mittagsessen einen ungewöhnlichen Gang durch die Waldungen seiner Reviere gemacht und war etwa eine Stunde von Maltern in

die Nähe der Poststraße gekommen, als er zuerst einen zweispännigen Privatwagen und bald darauf eine vierspännige Extrapost anfahren und halten sah; zwei Männer stiegen aus und begrüßten sich lebhaft; dann gingen sie eine Strecke waldein, eine tief bedeutsame Unterredung beginnend. Trotzdem sie bis ans Kinn in ihre Mäntel eingehüllt waren, so erkannte er sie doch und erschrack, als er sie erkannte. Hinter einem Gebüsche stehend, hörte er halb mit Absicht, halb gezwungen die ganze Unterredung der beiden geheimnißvollen Männer. Diese Unterredung mochte eine halbe Stunde gedauert haben und mußte unheilvolle Dinge enthalten, denn als die Männer wieder Abschied nahmen, jeder in seinen Wagen stieg und einen andern Weg davonfuhr, da blieb der Jäger von Maltern noch eine gute Weile auf sein Gewehr gelehnt da stehen, betäubt, erschüttert. Auf seinem Heimwege versagten ihm einige Male die Füße.

In Maltern steht das Jägerhaus, wenn auch ziemlich außer dem Orte, gerade der Kirche gegenüber. Aus den Fenstern desselben konnte man daher das Treiben des Volkes gegen die Amtsansprache leicht erblicken. Dieser Anblick aber war es, der dem Förster von Maltern, als er heimgekommen war, das Herz zu brechen drohte. Er war in Verzweiflung. Als ein redlicher Mann liebte er seine Nachbarn, die

meistens mit ihm aufgewachsen waren; aber er hatte neun Kinder und stand in gräflichen Diensten. Er mußte schweigen.

„Was ist dir?“ fragte ihn sein Weib voll Sorgen, als er von einem Fenster zum andern ging und mit Augen nach der Kirche hinüber sah, als wollte er mit seinen Blicken das Volk von seinem Treiben verzweiflungsvoll wegziehen.

„Nichts, nichts“ antwortete er „mir ist nicht wohl; es geht vorüber; laß mich, laß mich; o Gott, Gerechter!“ Er sank in seinen Sorgenstuhl und drückte den Kopf in seine Hände.

---

13. Kapitel.

Ein Wunder seltener Art geschieht.

An demselben Nachmittage kam der Graf in seinem Schloß an.

Er mußte unerwartet kommen, denn es herrschte große Ueberraschung überall, wo er vorbei kam und gesehen wurde. Nichts von Festlichkeiten, die man sonst bereitet hatte, wenn er kam, war irgendwo zu sehen. Die vier Postpferde, welche die Straße mit Blitzeseile dahergeflogen waren, stürmten auch mit

gleicher Schnelligkeit durchs Thor des Schlosses und über den weiten Hofraum bis zur großen Treppe, die zu den Gemächern des rechten Flügels führt. Hier hielt der Wagen; die Pferde dampften und schäumten; der Graf stieg schneller, als ihm Jemand helfen konnte, aus dem Wagen. Er war blaß und schien sehr aufgeregt. Er warf die Wagenthüre hinter sich zu, wie Jemand, der vor Zorn erschüttert aus dem Zimmer geht und hinter sich die Thüre zuschlägt. Einem Diener, der gekommen war, damit er seinem Herrn dienstfertig aus dem Wagen helfe, warf er im Vorübergehen einen Blick so strenger sonderbarer Art zu und schob ihn wie ein lästiges Hinderniß bei Seite, daß sich dieser nicht zu fassen wußte und wie versteinert stehen blieb. „Rath Wilfing komme!" hörte man den Grafen auf der Treppe rufen. Wilfing war im Amtsgebäude; zwei Diener flogen zugleich dem Amtsgebäude zu, um ihn zu holen. „Laßt Eilboten kommen!" rief Se. Excellenz dem Kammerdiener zu, der ihn im Vorgemache begrüßte; „treibt Fuhrwerk oder Pferde für sie auf, damit sie schnellstens weiter kommen!" Der Kammerdiener wollte fort, der Graf rief ihn zurück: „Die Gefängnißschlüssel" sagte er „die Gefängnißschlüssel! Bringt sie mir her! Vor Abend daß sich Niemand unterstehe, mit den Gefangenen zu reden!"

Der Kammerdiener ging.

Entsetzen lag auf ihm, als er die Befehle seines erstaunlich umgewandelten Herrn zu vollziehen eilte. Verwirrung und Bestürzung herrschte durch das ganze Schloß. Aber das Erstaunen wuchs, als ein Diener den Gegenbefehl ins Amtsgebäude brachte: Rath Wilfing möge bleiben, denn die Excellenz wolle ihn nicht sehen. Darauf wurde auf weiteren Befehl des Grafen die Kanzlei des Rathes, wie man sie fand, geschlossen und versiegelt, Wilfing selber angewiesen, bis auf Weiteres sich auf seine Zimmer zu begeben und da ruhig abzuwarten, was noch folgen würde.

Wilfing ergab sich schweigsam.

Einige wollten tiefe Niedergeschlagenheit an ihm bemerken, Anderen erschien er sehr gefaßt, nur etwas blässer als gewöhnlich. Eine Wache ward vor seine Zimmerthüre gestellt. Mit dem Schließen und Versiegeln von Wilfing's Arbeitszimmer mußten zugleich alle andern Kanzleiarbeiten eingestellt werden. Das ganze Amtsgebäude lag eine Stunde darauf wie zu einer Kriminaluntersuchung bereit, unter Schloß und Siegel. Schreck und Sorgen vereinigten das Amtspersonal zu einer gemeinsamen Aufwartung bei Sr. Excellenz; man wurde abgewiesen. Rath Wilfing ließ durch einen Boten Se. Excellenz um Audienz ersuchen; die Bitte wurde abgeschlagen. Es hatte sich eine

Schaar neugieriger Menschen durch das Schloßthor nach dem geräumigen Hofraume hereingedrängt; der Hofraum wurde auf Befehl des Grafen von allen Menschen gesäubert, die nicht zur Dienerschaft gehörten, und das Thor geschlossen. So kam zu der Bestürzung in dem Schlosse noch die unheimliche Stille eines Grabes. Das einzige Geräusch verursachte dann und wann ein einzelner Mensch, den der Graf zu sich ins Schloß berufen ließ. Einen jungen blonden Schreiber schien er wohl deßhalb in das Schloß zu rufen, weil er von ihm, als dem unverdorbensten, manche ehrliche Antwort zu erhalten hoffte; an den Gefängnißwärter schien der Ruf, zu Sr. Excellenz zu kommen, ergangen zu sein, weil er Aufschluß über die Gefangenen zu geben wußte. Um neun Uhr Abends gingen Eilboten nach allen Richtungen der gräflichen Güter ab, um für nächsten Donnerstag alle Richter in das Schloß zu rufen. Einer der Eilboten wollte gehört haben, wie Sr. Excellenz in einer starken Wallung der Entrüstung die Worte entfallen waren:

„Ich will doch sehen, wem ich meine Unterthanen anvertraut habe, um sie also zu behandeln!“ . . .

---

14. Kapitel.

Das Wunderbare dauert fort und mehrt sich.

Um Mitternacht hüllte sich Graf Sonderfelden in einen Mantel, ließ sich von dem Gefangenwärter bis in die Nähe des Strafgebäudes begleiten, nahm ihm hier eine kleine Blendlaterne und die Schlüssel zu den Gefängnissen ab und befahl ihm, nach dem Schlosse zurückzukehren und bis kommenden Morgen die Dinge ruhig abzuwarten. Der Gefängnißwärter begab sich in das Schloß zurück, wo er in einer Gartenstube die Nacht zuzubringen angewiesen wurde. Doch fand er keinen Schlaf. Denn kaum eine Stunde nach Mitternacht erwachte er durch ein geheimnißvolles dumpfes Lärmen, welches sich vom Schloßthore nach dem inneren Hofraum wälzte. Er stand auf und sah einen Postwagen langsam hereinfahren, umschwärmt von Dienern des Grafen mit Laternen und Wachslichtern. An der großen Treppe des Schlosses stiegen drei schwarzgekleidete blasse Herren aus und gingen hinauf in jene Zimmer des Schlosses, welche ihnen neben den gräflichen Gemächern angewiesen waren. Es pochte an dem Schloßthore. Der Graf kam zurück. Er gab an der großen Treppe Mantel, Laterne und Schlüssel

an einen Diener ab und eilte, sich mit den eben angekommenen fremden Männern zu geheimnißvoller Berathung einzuschließen. Es graute schon der Morgen, als man auseinander ging und sich zur Ruhe legte. Kein Mensch erfuhr, worüber da berathen wurde. Am andern Morgen begab sich der Graf in Begleitung der drei Männer nach dem Amtsgebäude, wo ein Zimmer nach dem andern geöffnet und hinter ihnen wieder geschlossen wurde. Auch darüber erfuhr kein Mensch ein Näheres, was in den Zimmern vorgenommen wurde. Nur zwei- bis dreimal rief man einen oder den andern Schreiber hinein, um ihn durch einige Fragen auszuforschen. Eine Doppelwache vor dem Amtsgebäude hielt jeden Zudrang neugieriger Menschen streng zurück. Dieser geheimnißvolle Zustand lastete drei Tage auf dem Schloß, auf dem Amtsgebäude, auf der ganzen Ortschaft. Am vierten Tag erst wurde die Kanzleistube wieder geöffnet, die Beamten durften einige der dringendsten Geschäfte da verrichten, aber ohne daß ihnen mehr Zeit dazu gelassen wurde, als von zehn Uhr Morgens bis zwei Uhr Nachmittags. Am fünften Tage war die Untersuchung des Amtsgebäudes zu Ende; die meisten Zimmer für das Amtspersonale standen zu der Weiterführung der Geschäfte wieder offen; der Graf hatte noch einmal eine lange Conferenz mit jenen fremden Männern, worauf diese

abreisten und der Graf sich einen Tag vollständig auf seine Zimmer zurückzog. Er speiste allein; es durfte Niemand zu ihm als ein Kammerdiener, und dieser flüsterte gar viel Unheimliches von dem Aussehen Sr. Excellenz, von dessen finsteren Mienen, aufgeregter Stimmung, Zorn und drohendem Benehmen. Gegen Abend rief Se. Excellenz ganz unerwartet den Kammerdiener herein und gab ihm den Auftrag, zwei Diener mitzunehmen und in einem Wagen den Rath Wilfing ins Schloß zu führen, und zwar in jenes entlegene Zimmer, welches unter der Benennung „das schwarze Kabinet" bekannt war. Rath Wilfing kam. Es war sieben Uhr, als er zu dem Grafen, der ihn erwartete, ins Zimmer trat; um eilf Uhr Nachts waren sie hinter verschlossenen Thüren noch beisammen. Gegen Mitternacht hörte der aufwartende Kammerdiener bis in den etwas fernen Vorsaal herüber eine Thüre des „schwarzen Kabinetes" heftig aufstoßen und, wie er meinte, seinen Namen rufen; er eilte näher und fand den Grafen in großer Aufregung herausgetreten und Erfrischungen begehren. Der Kammerdiener that, wie ihm befohlen war. Im Augenblick aber, als er die Erfrischungen durch den Vorsaal nach dem Kabinete bringen wollte, sah er den Grafen unter wüthenden Geberden und zornglühend im Gesicht aus

dem Kabinete stürzen; düster und verlegen folgte ihm Rath Wilfing.

„Excellenz!“ versuchte dieser zu reden „Sie werden meine Pflicht nach dem zu unterscheiden wissen, was mir als treuem Diener meines Herrn und treuem Unterthan des Kaisers …“

Der Graf ließ ihn nicht weiter reden: „Treue, Treue“ rief er „das ist das Wort, mit dem man sich vertheidigt gegen jede Klage, mit dem man jeden Schaden auszugleichen, jeden Fehler gutzumachen sucht. Ich danke für eine Treue, die mir die Liebe der Menschen nimmt und meinem Herrn und Kaiser keineswegs genehm sein kann; ich verbiete mir die Pflichten meines Raths, die mir Verlegenheit bereiten, wie diese, welche ich eben zu verwinden habe. Wollt Ihr oder könnt Ihr mir nicht treu sein ohne solche Streiche, so muß ich bitten, meine Aemter Anderen zu lassen.“

Wilfing versuchte noch einmal zu reden, allein der Graf fiel ihm nur stürmischer ins Wort und sagte: „Welche Wirthschaft! Welches Treiben! Die Leute bei Nacht und Nebel aus den Häusern holen und in Kerker stecken! Ueberall Verschwörung wittern, Spione hinter jedem Ehrenmanne hersenden! Aus jedem übereilten Worte Hochverrathsprozesse drehen! Nein, das werde ich nicht dulden! Ich will doch sehen, Herr

Rath, ob Ihr gut macht binnen acht Tagen, was Ihr seit Wochen verdorben habt. Ich sage, befreit mir die Leute augenblicklich, ersetzt mir jeden Schaden, den die Leute durch Versäumniß ihrer Arbeit tragen mußten, reinigt meinen Namen vor dem unerträglichen Verdacht, als ob ich mit Euch einverstanden wäre; schafft Ruhe und Frieden auf meinen Gütern oder tretet niemals wieder mir vor Augen. Und nun genug; Ihr wißt, was ich verlange; vollführt es oder seid entlassen. Ich reise ab. Nach acht Tagen will ich wissen, wie die Sachen stehen."

Der Kammerdiener, der nicht wußte, ob er fliehen oder bleiben sollte, stellte jetzt die Erfrischungen auf einen Tisch und schlich davon.

Blaß und zitternd kam er die Treppe herunter und sagte, was er eben gehört und gesehen hatte, im Vertrauen seinen Kameraden; diese verschwiegen es auch nicht sonderlich, und ehe die Sonne unterging, lief die Kunde dieses Wunderauftrittes durch den ganzen Ort, erreichte noch die nächsten Dörfer und war mit Vergrößerungen aller Art am nächsten Tage das Eigenthum der ganzen Gegend.

---

15. Kapitel.

Gemüthliche Anarchie; man traut dem Landfrieden.

Das Aufsehen, welches diese Geschichte machte, war unbeschreiblich. Das Benehmen des Grafen berauschte jedes Herz. Der Jubel über den Sturz seines Günstlings war ohne Maaß, und nun kannte auch der Uebermuth des Volkes, der sich kürzlich erst an der gedruckten Amtsansprache gründlich geübt hatte, keine Grenze mehr. Viele hofften auf einmal grundmäßig veränderte Zeiten; Jeder sagte kugelrund heraus, was ihm auf dem Herzen lag, denn „der Graf soll nur jetzt Alles hören, wie es steht" hieß es immer; die Wirthshäuser waren besetzter als je; das Bier floß in Strömen und auf allen Straßen zogen „lustige Brüder" heim. Den gefallenen Günstling ungestraft zu kränken und zu peinigen, war Vielen „das Hauptvergnügen." So z. B. machten sie sich oft aus purem Uebermuth auf das Amt und thaten, als hätten sie mit Wilfing nothgedrungen zu verhandeln. Die Schreiber schienen eingeschüchtert und verlegen, entschuldigten den Rath, der überhäuft sei mit Geschäften und durchaus nicht erscheinen könne, worauf

die Bauern unter Poltern, Verwünschungen und schlecht verhehlten Drohungen das Amt verließen. Alle Häuser, welchen Einer der Gefangenen angehörte, wurden festlich geziert, weil man die Befreiung stündlich mit Zuversicht erwartete. Und wirklich erlebte man einen Fall der Freilassung sogleich; das hat sich also zugetragen.

---

16. Kapitel.

Eine Befreiung und Heimkehr.

Es waren zwei Männer der Gegend am Tage jenes merkwürdigen Auftritts in dem gräflichen Schloß eben auf dem Wege nach Seilern, als ihnen gedankenvoll und in einen Mantel tief gehüllt ein Wanderer entgegentrat, den sie kaum näher ins Auge gefaßt hatten, als sie ihn auch erkannten. Sie trauten ihren Augen kaum. Es war Hälmer, der eben aus seinem Gefängniß kam. Die Männer eilten auf ihn zu, begrüßten ihn mit frohem Rufe, fragten und drängten ihn um Auskunft über seine Haft und seine Freilassung, worauf sie mit ihm heimkehrend Folgendes erfuhren.

„Ihr werdet nicht verlangen“ sagte er „daß ich

euch lange hin und her erzähle, wie mein Gefängniß ausgesehen hat, wie schwarz mein Tagesbrod gewesen und wie man mit mir umgegangen ist. Ihr wißt ja, unsere Gefängnisse sind nicht besonders groß und licht und reinlich, Schwarzbrod und Wasser ist keine Kost, um die man Wen beneiden kann, und unsere Amtsschildwachen haben wenig Höflichkeit gelernt. Es ist eben ein stilles, hungriges, verbissenes Leben in einem solchen Höllenloch, man wünscht sich die Minute einhunderttausendmal heraus, aber gewiß hinein nicht einmal. Ich hab's ein Dutzend Tage mitgemacht, ich weiß auch, was ich mir im Herzen vorgenommen habe, die Zeit wird's lehren. Punktum, Freunde! Anderes ist vorgefallen. Denkt euch, heute hör' ich auf einmal zu ungewohnter Zeit ein Lärmen vor meiner Thüre, Menschen brummen draußen hin und wieder, ein Schlüssel wird ins Schloß gesteckt, es geht die Thür auf, ein Häscher und ein Schreiber kommen und treten voran herein, und wer glaubt ihr, daß nun folgt? Rath Wilfing; er! leibhaftig! Ich steh' grad bei dem kalten Ofen und denk' an Alles, nur an keinen solchen Gast, wie ich aber den erseh', da lauft mir's über Brust und Rücken. Mein erstes Denken verfällt auf Schlimmes; was, denk' ich, könnte Wilfing Gutes bringen? Wilfing aber tritt heran zu mir, thut gütiger als je ersehen ist und läßt, ich

kann nicht sagen wie, die Augen sinken; so sagt er zu mir: „Hälmer, Ihr werdet freigelassen; es war ein Mißverständniß, daß Ihr hergekommen seid. Verzeiht, ich hab' Euch nicht gekannt wie jetzt. Viel übles Zeugniß gegen Euch hat vorgelegen, doch ist nun viel mehr gutes Zeugniß vorgefunden. Nehmt Euern Mantel um und folgt mir, Ihr seid frei." Ich sagte Nichts darauf, ich war nur schwer verwundert; nahm aber meinen Mantel um und folgte, und war frei. Der Wächter und der Schreiber machten sich voran, Rath Wilfing aber blieb wie im Vertrauen mir zur Seite. „Ihr werdet ein Verlangen haben, Etwas zu genießen" sagte er draußen „kommt in meine Küche, es ist ein Essen für Euch vorbereitet; Ihr habet keinen kurzen Weg nach Hause" bemerkte er weiter „es steht ein Wägelchen bereit, das Euch nach Hause bringen soll." Ein Schauern ging mir durch den Leib vor solcher Höflichkeit. Ich sagte Dank. Ich nahm kein Essen an und versagte mir den Wagen. Ich sei noch stark genug, sag' ich, und werde meinen Weg nach Haus alleine finden. Er ließ mir meinen Willen; doch kam mir sein freundliches Gesicht nicht heimlich vor. Am Scheideweg vorm Amt fing er von Neuem an: „Hälmer!" „Was, Herr Rath?" antwort' ich drauf. „Hälmer" sagte er „Ihr habt einen großen Freund, vielleicht habt Ihr ihn lange nicht genug beachtet;

ihm dankt Ihr's großen Theils, daß Ihr nun frei ausgeht.“ „Wer ist's?“ frag' ich. „Der Moorgarden von Lohden“ sagt er, nickt' mir noch einmal mit ernsten Augen zu und geht von dannen. Ich steh' wie angeschmiedet. Moorgarden? frag' ich mich — Moorgarden? Ich schau' dem Wilfing nach, ich frag' mich wieder: Moorgarden? Ist das möglich? Fangt der an, um Welt und Menschen sich zu kümmern? Ich kann mir keine Antwort geben, ich kann's nicht glauben, ich weiß nicht, was ich denken soll. So tret' ich meinen Heimweg an, komm' euch entgegen, und bitt' euch nun: Was wißt ihr? Hat sich die Welt herumgedreht, daß sich Moorgarden auf einmal zu solchem Freundeswerk versteht?“

Die Männer schüttelten die Köpfe und erzählten, was sie von dem Vorfall in dem Schlosse wußten.

„Nun scheint uns eher das der Grund zu sein, daß man Euch losgegeben hat, als der grämlich-grimmige Moorgarden“ bemerkten sie am Schluß.

Hälmer dachte nach und sagte nichts dazu; seine Blicke hoben sich und streiften freudeglühend über Firmament und Gegend. Freiheit! Freiheit! Blauer Himmel! Klare Lüfte! Wer genießt euch wonniger, als der eben erst Befreite? Angern, Hälmer's Heimatsdorf, lag nun vor seinen Augen; von dem Dache seines Hauses schoß eben ein Flug wohlbekannter Tauben in

die Lüfte; Hälmer ging schneller. O heimathliche Schwelle! Ruf und Flug der wohlbekannten Thiere! Weib, Mutter, Kinder ...

O brich nicht, Steg, du zitterst sehr!
O stürz' nicht Fels, du dräuest schwer!
Welt, geh nicht unter, Himmel fall' nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebsten sein!

Diese Wanderworte Uhland's müssen wir rufen, da Hälmer schweigt. Er kam dem Dorfe näher. Bald waren die zwei Männer nicht mehr seine einzigen Begleiter. Vor den Häusern bildeten sich neugierige Gruppen, die den Hälmer kaum erkannten, als sie den Freudenschrei ausriefen: „Hälmer da, frei! Da kommt er eben!" und sich an den Zug anschlossen, der zu einem brausenden Strom anschwoll, bevor man noch das Ziel der Wanderung erreichte. Hälmer's Haus konnte die Menschen nicht fassen, welche kamen, die Freude und Rührung der Seinigen zu theilen. Die Meisten mußten sich begnügen, vor dem Hause das freudige Rufen, Schluchzen und Weinen der Hälmerin und ihrer Kinder drinnen zu hören.

Wer nun einen Gefangenen noch zu betrauern hatte, kam zu dem ersten Heimgekehrten und wollte Kunde über die Zurückgebliebenen erfahren; Niemand zweifelte, daß stündlich Alle freigegeben würden.

---

17. Kapitel.

Ein stiller Morgengang. Der Tag erwacht.

Es war am 18. Februar drei Uhr Morgens, der erste Hahnenruf vorüber, die Ruhe und der Schlaf noch Meister über Menschen und Thiere des Dorfes Lohden, als sich die Thür eines Hauses leise öffnete, und ein lieblicher Mädchenkopf bedächtig und ängstlich hervorsah; kein Laut, kein unerwartetes Geräusch erschütterte auch jetzt die Ruhe, welche früher auf dem Dorfe ruhte, und dieß mit sorglicher Freude gewahrend, trat nun durch die Thüre, die sich geräuschlos weiter aufthat, die ganze Mädchengestalt mit leiser Hast hervor, reichte einer Begleiterin, die hinter ihr halb sichtbar wurde, flüchtig die Hand zum Abschied, und ging dann schwanken Schrittes, bald eilig und bald zögernd, jetzt wie ein Kind voll wunderlicher Schrecken fliehend und jetzt wieder freudig an den Raum gebannt, den sie verlassen sollte, dem oberen Theile des Hauses zu, wo sie um die Ecke biegend nach dem Nachbarhause gelangen konnte.

Dort schien es ihr noch einmal wohl und weh' aufs Herz zu fallen, sie hielt inne, athmete tief, als wollte sie von ihrem Herzen einen Theil ihrer leid- und

freudevollen Last wegheben, blickte noch einmal wehmüthig bittend nach dem schalkhaften Mädchengesichte zurück, welches aus der Thüre sah, und verschwand.

Ein leiser Heiligenschimmer schien sie zu umgeben, als sie um die Ecke bog. Oder war es der frische Schnee, der ihre liebliche Gestalt so schimmernd aus der Nacht hervorhob und der in dichten Flocken unhörbar niederfallend, wie einverstanden mit dem holden Abenteuer, die Spuren der Tritte austhat, ehe der Tag verrathen konnte, woher sie kamen und wohin sie führten?

Die Hausthüre war lange wieder geschlossen, die Ruhe des Dorfes durch keine weitere Begebenheit gestört, als der treue Wecker der Flecken und Dörfer, der Haushahn, sich zum zweiten Male hören ließ und die bunten Träume der Menschen störte, das schlummernde Hinbrüten der Thiere unterbrach. Nun mähliges Regen und Beleben in dem Dorfe Lohden; in einem und dem andern Hause bald ein düsteres Wintermorgenlicht; dann Stalllaternen, die wie Irrlichtflammen trunken durch die Häuser schwanken; Husten, Räuspern, Rufen, hastig-ängstliches Fragen nach der Zeit und stilles Seufzen, da sie unerbittlich vorwärts eilt und aus der süßen Betteswärme den Menschen der erbarmungslosen Macht eisiger Winterlüfte überliefert; Auf- und Zufallen von Stuben- und Haus-

thüren; hastige Liedermelodieen von erfrornen Lippen als Erwärmungsmittel hingepfiffen; hungriger Morgenruf der Thiere, untermengt mit Morgenandacht der Menschen, die von Frost durchschüttelt lieber im Gehen unter Arbeit ihr Herz erwärmen und halblaut mit Gott sich unterreden; endlich die Morgenglocke, das Geschrei der Kinder, Fuhrwerk, das in Gang geräth, Tauben auf den Dächern, rauchende Kamine und der erste Sonnenschimmer auf den höchsten Bergesgipfeln und der Tag ist angebrochen.

---

18. Kapitel.

Ein bedeutungsvolles Haus. Herzensdinge. Plänkeleien bis der Herr erscheint.

Das schönste Haus in Lohden, mehr einem Herrenschlößlein ähnlich als dem Hofe eines Landmanns, war um diese Zeit des Morgens ebenfalls in mannigfacher Weise rege; in Stall und Stube, in der Scheune und beim Brunnen ging es lebhaft durcheinander, bis der Ruf zum Morgentisch erscholl und Knechte, Mägde und Kinder nach der großen Stube drängten.

Nur der Oberknecht, ein ausnehmend schöner, junger Bursch von zwanzig Jahren, schien den Ruf zu

Tische nicht gehört zu haben, sondern blieb in wunderlich bewegter und beschaulicher Stimmung allein zurück wie Jemand, der mit Wohlbehagen wahrnimmt, daß dem Tageslärm ein stiller Augenblick nachfolgt, den er wünscht, um allerlei Glückseligkeit geheim zu sinnen und zu denken. An dem einen Pfosten der offenen Stallthüre lehnend hielt er seinen Hut in beiden Händen und blickte mit stillvergnügtem Lächeln auf den frischen Rosmarinzweig nieder, der ihm heute Nacht wieder von unsichtbarer Hand über dem vorderen Schirm des Hutes befestigt worden war. Ein kleines vergoldetes Herz war an den Zweig befestigt. Es geschah nun schon zum dritten Male seit acht Wochen, daß ihm eine liebe unbekannte Hand dies zarte Zeichen gab: ein Herz gedenke seiner oft mit Freude und mit Zagen. Nur suchen, rathen, prüfen konnte er bisher; er glaubte auf der Spur zu sein, und wagte es wieder nicht zu glauben; zwei Bilder waren es, welche seinem Herzen sich stets unwillkührlich näherten, das eine heller, weil er es selbst mit Eifer vorzuziehen strebte, das andre dunkler, weil es mancher trübe Umstand zu verdrängen suchte. Indem er nun heute beim Anblick dieses Liebeszeichens wieder mehr als je im Geiste bei den geheimnißvollen Bildern seines Herzens war, und das hellere lebendiger als je an sich zu ziehen strebte, erschrack er

plötzlich nicht wenig, als es unerwartet in wirklicher Gestalt an ihm vorüber kam, ihn freundlich grüßte und ihn noch einmal erinnerte, daß er bei Tische erscheinen solle.

Es war Kläre, die einzige Tochter des Hauses, die mit einem Kruge zum Brunnen ging.

Lächelnd war sie gekommen, mit lustiger Schalkheit hatte sie den Gruß und die Einladung ausgerichtet, und als sie am Brunnen schöpfte, war ihr Auge nicht selten flüchtig über die Schulter nach dem Burschen und auf den Strauß auf seinem Hut gerichtet. Ihr Blick, ihr Gruß, ihre Einladung thaten ihre Wirkung, Stirn und Wange des Burschen erblaßten und errötheten mit Blitzesschnelle nach einander, nur einen Augenblick noch ließ er unter heftigem Wogen des Herzens sein Auge auf ihr ruhen, ging dann schnell in die Dunkelheit des Stalles zurück, legte den geschmückten Hut an eine verborgene Stelle und eilte nach der Stube, wo gegessen wurde. Er wollte zeigen, wie viel ihm eine solche Einladung mit so freundlichem Gruß und Blicke werth sei, auch wollte er vermeiden, daß Jemand Sterblicher im Hause merke, Kläre sei um seinetwillen mit dem Kruge zum Brunnen, um ihn geschwinde noch allein zu sehen, zu grüßen, zu Tische zu laden.

Er trachtete noch vor Kläre in die Stube zu kommen.

Als er hinein trat war sein ganzes Wesen in seligem Aufruhr, seine Brust war gehoben, sein Auge leuchtete in wunderbarem Glanze, der Heimsuchung einer unerwarteten Empfindung konnte er sich nicht erwehren; ihm war's, als er durch die Thüre trat, als sähe er sich selbst als Herrn des Hauses kommen und von allen mit stiller Ehrfurcht angeblickt. Schweigend setzte er sich an den Tisch. Er aß nur wenig und nur des Scheines willen.

Desto mehr aß und sprach der erwachsene Sohn des Hauses, der mit ungeschlachten Geberden und mit alltäglichen Späßen den Tisch beherrschte und Niemand ungeschoren ließ. „Fahr' schneller, Wettermensch“ sagte er jetzt zu Valentin, dem Oberknecht, den er so langsam zulangen sah „du verwöhnst dein Fünfgespann, daß es zuletzt beim Schaffen auch unrührig wird;“ er meinte Valentin's fünf Finger, die den Löffel führten. „Wenn du sie antreiben willst“ erwiederte Valentin „so muß dein Mundwerk eine bessere Geißel schwingen.“ Es ging die Thür auf und Kläre trat herein; sie kam vom Brunnen zurück. Valentin erschrack, als er bemerkte, daß die ausgelassenen Augen des Bruders auf sie fielen. „He Schwester Wasserjungfer“ rief dieser sogleich „leih' her das Krüglein,

man könnte sonst glauben, du holst's für einen Bräutigam besonders." Kläre erwiederte heiter lächelnd: „Glauben macht selig; einmal muß es auch für einen Bräutigam geschehen." Valentin's ganzes Wesen erbebte. Er mußte mit dem Löffel schneller hin und wieder fahren, damit man das Zittern seiner Hand nicht merke. „Ich glaub' von dir Etwas" fuhr der Bruder zu der Schwester fort „aber viel ist's, wenn es dich und mich ins Fegfeuer bringt. Schwester, du gehst nicht blos zum Brunnen, dein' Seele geht auch auf die Weid." Die Heiterkeit Kläre's war nicht zu zerstören: „Willst du ein guter Hirte sein" erwiederte sie „so verlock' mir kein so rohes Wild auf meine stille Wiese." Die Mutter war aus der Kammer getreten mit einem Knäblein auf dem Arme, das sie nun auf eine Bank hinstellte und anzukleiden anfing. „Kilian, Kilian" sagte sie jetzt im Tone sanften Verweises zu dem Sohne „du bist heute wieder als Jagdmesser aus dem Bett gekommen, du verritzest was dir in den Weg kommt." Kilian lachte: „Warum wetzt sich auch Alles an mir blank? Ist Alles Schleifstein, so muß ich meine Messerschneide kriegen." Die Mutter seufzte: „Nun gut, nun gut: ich sag' Nichts mehr, mach' was du willst. Ich wollte nur, daß dich der Vater wieder einmal hörte." Die Erwiederung, welche der Sohn jetzt auf den Lippen hatte, erstarb im

Augenblick, als er sie „losbrennen" wollte. Denn in der Nebenstube hörte man Männertritte näher kommen; die Thüre ging auf, eine überraschend-große, gewaltig-düstere Mannsgestalt erschien an der Schwelle: Vater Moorgarden trat herein.

---

19. Kapitel.

Moorgarden.

Jeder Laut der Unterhaltung, jedes Lächeln auf den Lippen erstarb.

Eine tiefe ängstliche Stille herrschte plötzlich in der Stube.

Jedermann an dem Tische setzte sich straffer, als fürchte man den Prüferblick des Herrn, und selbst das eben noch laute Geräusch des Eßgeräthes wurde fast unhörbar.

Kilian, der Sohn des Hauses, legte gar den Löffel hin, saß wie ein Schulknabe stille und blickte lautlos vor sich nieder. Auch die Mutter bemühte sich, den Knaben, den sie anzog, schweigsam zu erhalten, indem sie mit der Miene einer ängstlich-thuenden Schauergeschichtenerzählerin hinter sich über

die Schulter deutete und leise sagte: „Sei still, sei still, der Vater könnt' es hören."

Moorgarden ging, die Hände leicht über den Rücken gelegt, mit langsamen Schritten durch die große Stube, und als ihm alle Anwesenden wie aus Einem Munde halblaut „guten Morgen" boten, senkte er nur flüchtig das finster-schwermüthige Haupt, ohne Etwas zu erwiedern. Am Ende der Stube blieb er vor einem Fenster stehen und sah betrachtend eine Weile durch dasselbe in die Winterlandschaft hinaus; es war ein stiller, warmer Wintermorgen, der Schnee fiel in leisen Flocken langsam und senkrecht aus den grauen Lüften und legte sich in flaumigen Schichten ungewöhnlich hoch auf die Zweige der Bäume, daß es hie und da eine stäubende Wolke gab, wenn sich eine unmanierliche Schaar Sperlinge mit gemeinem Wirthshauslärm zugleich auf einige Aeste warf. Elstern schrieen um das Haus und einsame Raben saßen auf den höchsten Zweigen laubloser Erlen, oder hackten schwarze Erde auf den Feldern, oder strebten, plötzlich aufgeschwungen, lautlosen, trägen Fluges dem schneebelasteten Tannenwalde zu.

Es war nicht zu erkennen, welchen Eindruck dieses Winterbild der Natur auf Moorgarden's Gemüth hervorbringen mochte, denn sein dunkles Angesicht mit stetigen Furchen auf der Stirne blieb unverändert

wie aus Stein gehauen. Er wendete sich nach einer Weile nur schweigsam von dem Fenster weg und setzte seinen gleichmäßigen Schritt wie vorhin durch die Stube fort. Wer ihn das erste Mal so gesehen hätte, der würde geglaubt haben, Moorgarden habe eine ernste Reise vor und werde jeden Augenblick nach Hut und Mantel langen, um sich zu entfernen. In der That aber erschien er niemals anders. Jeden Morgen kam er aus seinem Stübchen von Kopf zu Fuß gekleidet und ausgerüstet. Er trug die bräuchliche Volkstracht mit weniger Veränderung. Seine dunkelblaue Sammtjacke erreichte die Länge eines spanischen Mäntelchens, seine Weste war stets nur von dunkler Farbe, dagegen das Halstuch immer bunt und von guter Seide; um die Lenden schlang sich immer der breite, dunkelgrüne Leibgurt, obwohl er lange schon seinen Handel aufgegeben hatte; statt der weißen oder blauen Strümpfe mit Schuhen trug er unabänderlich die seltner gesehenen „langen Stiefel“ mit den weichen Lederröhren, welche, nur mäßig ausgezogen, die schwarzlederne Kniehose bis zur Hälfte Schenkel hinauf bedeckten. Diese Ausrüstung der Füße gab den Schritten Moorgarden's etwas gewaltig-ritterliches. Das Haupt ließ er nur in der Stube unbedeckt; griff er nach der grünen Sammtkappe an der Wand, so kündigte das einen unerwarteten Besuch im Stall an, um schnelle,

aber strenge Nachschau zu halten. Außer dem Hause setzte er nie den Fuß, ohne seinen Kopf mit dem Hute zu bedecken.

Heute griff er unvermuthet nach der Sammtkappe.

Ein unwillkührlicher Schrecken durchlief das Gesinde an dem Tische. Knechte und Mägde durchliefen in Gedanken alle Räume des Stalles, ob sie nicht hie und da eine Arbeit schleuderisch vollendet oder nur halb gethan zurückgelassen haben. Valentin's Gedanken eilten vor Allem zu den vier riesigen Prachtschecken, welche Vater Moorgarden als theuere Erinnerung an seine bewegte Zeit des großen Fuhrwerks immer noch mit zärtlicher Vorliebe pflegen ließ. An diesen Thieren ein Versehn begehen, hieß um des trübsinnig-gewaltthätigen Mannes Liebe, Haus und Duldung auf einmal und für immer bringen. Valentin konnte sich zwar keines Versehens oder Leichtsinns anklagen, aber was konnte einem argwöhnischen, verdrießlichen Auge des Herrn nicht Alles zu entdecken möglich sein? Der beunruhigte Knecht legte den Löffel hin, er konnte nicht mehr essen. Welche Pein des Sorgens, des Befürchtens, des ungewissen Erwartens! Ein Tadel des fürchterlichen Vaters in Gegenwart des Töchterleins, welche Qual! Welche Augenblicke der martervollsten Erschütterung im Herzen, während man nach Außen kein Zeichen derselben geben darf! Kilian,

der Sohn des Hauses, war der erste wieder, dessen Leichtsinn sich erholte, als Moorgarden hinausgegangen war. Er nahm sogleich von Neuem seinen gewohnten Anlauf zum Spaßmachen und sagte mit leichtfertigem Gelächter zur älteren Magd: „Nun, Liese, er ist weg, fort; nur wieder aus dem Korn gesprungen! Es ist all Eins jetzt, deine halbgemelkten Küh' und deine halbverschmutzten Kälber wird er, so Gott will, zuerst in's Auge fangen. Gräm' dich nicht!" Zur jüngeren Magd gewendet, fuhr er fort: „Und deinen verschleuderten Besen hast du ihm recht mitten in den Weg geworfen! Hast du in der Eil' deinen Kopf zum wenigsten mit herein genommen?" So ging es fort, von Einem zum Andern, während die Herzen des armen Gesindes vor Sorge zitterten. Wehmuthreiches Loos der Dienenden, welche bei der Arbeit die Angst vor dem Hausherrn tödtet und denen der Tisch durch freche Reden der Herrenkinder oft verleidet wird! Kläre erzürnte sich heftig über ihren unerträglichen Bruder und gab ihm die Hiebe, die er auf die Dienstboten führte, tüchtig heim; da hörte man Vater Moorgarden's Schritte wieder draußen und die vorige bange Stille herrschte in der Stube. Beinahe Alles hörte zu essen auf.

---

20. Kapitel.

Eine gute Stunde.

Moorgarden trat herein.

Er ging einmal durch die Stube, hing die Sammtkappe wieder an die Wand und kam dann auf den Tisch zu. Derselbe Schatten eines verdüsterten Gemüthes lag noch auf seinem Angesichte.

Athemlose Stille.

Kilian, der mit knabenhafter Furchtsamkeit wieder die Augen sinken ließ, fühlte einen flüchtigen Blick des Vaters über sein Haupt hinstreifen und zuckte schon die Augenlider, als müßte diesem Blitz ein Donnerschlag folgen.

Als dieser unerwartet lange nicht folgte, wagte Kilian einen ängstlichen Blick nach dem Vater und eine Zentnerlast fiel ihm vom Herzen, als er diesen in einer wunderbaren Veränderung erblickte.

Ein Sonnenschein von Heiterkeit strahlte auf einmal von Moorgarden's Angesicht und ein so mildes Lächeln spielte um seinen Mund, daß Alle, welche nun aufzuschauen wagten, gerührt und wunderbar erschüttert wurden.

Vater Moorgarden stand neben Klärchen, seinem Liebling, hielt seine linke Hand auf des Töchterleins

Haupt gelegt, das er ihr sanft zur Seite bog, damit sie ihre großen braunen Augen, die immer von so viel gutmüthiger Schelmerei leuchteten, besser zu ihm aufschlagen könne, und blickte so mit tiefsinniger Vaterfreude schweigsam auf das Angesicht des Kindes nieder.

Schnell, freudig-erschrocken, glückselig über die unerwartete Freundlichkeit des Vaters, an dem ihr ganzes Leben hing, flammten die lustigen Augen Klärchen's nach dem Vater empor, ihre Wangen übergoß eine freudige Gluth.

„Du hast ja gar kein Aug' mehr für den Vater!" sagte Moorgarden nach einer Weile lächelnd „es ist eine Zeit gewesen, da hast du dich mehr um deinen Vater umgesehen."

Klärchen fühlte ein Drücken am Halsgrübchen; Lustigkeit und Wehmuth stritten in ihrem Herzen; als sie reden wollte, fühlte sie, daß ihr das Weinen nahe stand. Sie hätte dem Vater, da er so unerwartet heiter war, gerne in milder Weise vorgehalten, daß er es eigentlich sei, der sich nach dem Kinde so selten mehr umsehe; „Ihr werdet ja von Tag zu Tag trauriger, strenger, erschrecklicher, Vater" wollte sie sagen „was Wunder, wenn ich auch erschrocken bin und nicht mehr weiß, was ich thun soll?" Aber sie wagte es doch nicht, so was jetzt zu sagen; sie nahm sich vielmehr zusammen, heiter aufzusehen und sagte mit dem

Tone herzlicher Zutraulichkeit: „Wenn es Euch recht ist, Vater, will ich mich schon gerne wieder mehr um Euch umsehen.“ Moorgarden erwiederte Nichts, sondern blickte nur mit stillem Nachdenken in die Augen Klärchen's, die sich nach und nach mit Thränen füllten; dann ließ er seine Hand leise über das weiche, kastanienbraune Haar nach der runden frischen Wange und von da nach dem Kinn des Töchterleins hinuntergleiten, streichelte sie eine Weile sanft und sagte dann mit liebevoller Stimme: „Du bist mein gutes Kind.“

Klärchen weinte.

Hierauf den Blick erhebend und wie zum Prüfen über die Versammelten des Tisches leitend, betrachtete Moorgarden den Oberknecht vor Allen mit gewissem Wohlgefallen und sagte dann zu diesem kurz und freundlich: „Das ist gut, wie du die Sachen pflegst und hältst; fahr' fort und mach' Alles so.“ Valentin erröthete und erblaßte. „Hätt's eben gern noch besser gemacht“ erwiederte er schnell und verlegen lächelnd, ohne eigentlich zu wissen, was der Meister verstanden hatte. Und wie zum Beweise, daß der Wille und Wink des Schwiegervaters — Hausvaters, wollte er denken, Alles sei und plötzlich ein neuer Eifer zu schaffen in ihm erwache, stand er schnell auf und verließ den Tisch, da ohnedies die Morgensuppe vorüber war. Ihm folgten die Uebrigen.

Moorgarden trat nun auch vom Tische zurück, schritt gedankenvoll nach der Kammer und kam zurück, als in der Stube Niemand mehr als sein stilles Weib mit dem blonden Knaben zu sehen war. Sein wunderbar erwärmtes Herz zog ihn zu diesem hin. Er strich dem Söhnchen die Haare aus der Stirn, sah ihm heiter in die Augen, blickte dann lächelnd nach der Mutter und sagte: „Bist du zufrieden mit ihm?" Der Knabe schien sich vor dem gewaltigen Vater, dessen Stimme schon öfter das Haus in seinen Grundfesten erschüttert hatte, zu der Mutter flüchten zu wollen; diese aber schob ihn freudig dem so sanft gestimmten Vater hin und sagte: „Heut' kannst du ihn schon lieb haben, Vater, er hat noch nicht geweint und war nicht ungezogen." Halb furchtsam, halb zutraulich ließ sich nun der Knabe vom Vater auf den Arm nehmen und spielte mit dessen silbernen Westenknöpfen, in deren glatter Fläche sein rundbackiges Gesicht sich spiegelte. Und wie zur Verklärung dieser Scene durchbrach jetzt die heiterste Sonne das Gewölk und glänzte durch die Fenster in die Wohnungen und durch die Augen in die Herzen der Menschen. Moorgarden hatte wenige Stunden so tiefinniger, ungetrübter Beschaulichkeit in seinem Leben aufzuweisen, als diese war. Die rechte Hand auf das sonnige Fensterbrett gestützt und auf dem linken Arme das blonde

Knäblein haltend, sah er in die weiße, glänzende Schneelandschaft hinaus und ein Gefühl wie Frühlingsahnung überkam ihn, während hinter ihm die Thüre der großen, blanken, wohlgetäfelten Stube aufging und Besuch hereintrat.

---

21. Kapitel.

Ein Besuch und was er bedeutet.

Es war die Mutter Stedtinerin, welche leise auftretend im Sonntagsanzuge hereinkam.

Die Moorgarden ging ihr freundlich entgegen, reichte ihr die Hand und sagte: „Ei, Gott grüß' euch, liebe Stedtinerin! Da sollte man doch alle Glocken läuten vor Verwunderung, daß Ihr auch einmal in Lohden zum Vorschein kommt und mitten im Winter! Ihr habt da einen erklecklichen Weg vollbracht und werdet Rast und Wärme vonnöthen haben! Willkommen! Geht nur gleich vor! Ihr sollt mir nicht sogleich wieder verfliegen.“ Die Stedtinerin reichte ihr sichtbar befangen die Hand und sagte ihr leise ins Ohr, indem sie ängstlich forschend nach Moorgarden blickte: „Mit Euerm Manne hätt' ich gern geredet, es ist wegen dem meinigen, der noch immer in Verhaft

sitzt. Wird mit dem Eurigen heute ein glückliches Wort zu reden sein?“ Die Moorgarden sah nach ihrem Manne, welcher in Gedanken durch das Fenster blickend, von dem Besuche noch nichts zu wissen schien, und zog hierauf die Stedtinerin eilig aus der großen Stube mit sich fort nach dem Stübchen, wo sie ungestört mit einander eine Vorbesprechung führen konnten.

„Ihr werdet wissen“ fuhr die Stedtinerin hier fort „daß der Hälmer frei geworden ist und warum. Einmal hat der Herr Graf die Verhaft nicht länger dulden wollen und einmal hat sich der Herr Rath Wilfing deutlich zu ihm so ausgedrückt, als wäre die Fürsprach Eueres Mannes von rechtem Nutzen gewesen. Denkt Euch, heute ist aber auch der Schweiger und Veil heimgekommen, und die sagen wieder aus, der Rath Wilfing habe sie deßwegen losgegeben, weil sie einmal mit Euerm Mann in Geschäften gestanden und immer in guter Freundschaft geblieben wären. Mein Mann sitzt noch. Es lärmen freilich die Leute, als wäre das Alles nur Primborium, auf den Befehl des Grafen müßten alle Eingezogenen in acht Tagen losgekommen sein, Euer Mann sei nur vorgeschützt, damit es für den Rath ehrenhafter herauskomme, wenn er den Willen des Grafen verrichte; Viele drohen auch und wollen die Gefängnisse erbrechen, wenn inner den acht Tagen nicht alle Eingezogenen in Freiheit gekom-

men wären; aber, ich bitt' Euch, liebe Moorgarden, überlegt Euch den traurigen Fall, Euer eigener Mann wäre in Verhaft und Alles stünde, wie es steht, wolltet Ihr's auf einen unglücklichen Streich ankommen lassen, daß Euer Mann frei gemacht würde oder wolltet Ihr nicht lieber bei Zeiten einen vermögenden Freund suchen, der auch schon Anderen von Nutzen gewesen ist? Seht, liebe Moorgarden, einen solchen Freund such' ich jetzt, er ist auch Andern schon von Nutzen gewesen und hat meinen Mann so lieb, als nicht leicht wieder Einen — seht, das ist Euer Mann. Was meint Ihr? Hat er heute seinen guten Tag so weit daß eine solche Bitte sein Herz nicht übel stimmen würde?"

Mutter Moorgarden erwiederte mit freudiger Erregung, daß der heutige Tag für eine solche Sache ein wahrer Glückstag sei und erging sich in großer Gesprächigkeit mit Begeisterung über ihres Mannes heutige Freudigkeit im ganzen Wesen. Aber durch alle Aeußerungen dieses ungewöhnlich sanften Weibes klang ein rührender Ton der Wehmuth hindurch. Man sah, sie hing mit ganzer Seele an ihrem Mann, es war, als müsse sie gegen alle fürchterlichen Gerüchte, die von ihrem Mann offen und geheimnißvoll im Umlauf waren, zu Felde ziehen und sie alle durch ihre Verfechtung für immer zerstreuen: so warm, so eifrig, so

unermüdet sprach sie von ihrem „guten" Mann; und doch war sie in Folge des ganzen Wesens Moorgarden's ein gebrochener, geknickter Charakter. Sie schien einst nicht ohne eigenen Willen gewesen zu sein; aber gewaltige Stürme von Seite ihres finsterwüthigen Mannes hatten sie endlich zu einer rührend-willenlosen Sonnenblume gemacht, die mit Augen und Gedanken folgsam nur mehr ihres Mannes Wunsch und Willen kannte.

Die beiden Mütter beschlossen also endlich in die Stube zurückzukehren und Moorgarden's Verwendung anzugehen.

Sie hatten sich vor Eifer rothe Wangen geredet, wechselten aber doch recht sichtbar die Farbe, als sie mit Herzklopfen in die Stube wieder heraustraten.

---

22. Kapitel.

Frühlingsahnungen im Winter.

Die Sonne leuchtete glänzender durch die Fenster als zuvor; der Himmel war von Gewölk nun ganz gereinigt. Moorgarden stand nicht mehr am Fenster, sondern saß am großen Ecktisch, vor sich einen großen reichhaltigen Kalender aufgeschlagen; der Knabe saß

und spielte neben ihm auf dem Fußboden. Moorgarden war von jenem wunderbaren Zuge, der gegen Ende Winters das Herz so oft befällt, bewogen worden, in der anheimelnden Sprache guter Kalender holden Frühlingsahnungen Worte zu leihen und so las er denn neben Datum, Namens- und Festtagen und Zeichen der Gestirne mit besonderem Behagen über Witterung und leises, erfreuliches Fortschreiten der Jahreszeit.

Da hieß es nun: „Mitte Hornung (Februar): Mond bei Jupiter; der Haushahn verkündet den Morgen; Wasserstaar und Eisvogel brüten; Wintergärten in Flor; die Tage um 2 Stunden länger; in Südeuropa blühen Narzissen; 21. Februar: Schneeglöckchen entfaltet seine schöne Blüthen; Wildgänse ziehen, Ahornbäume treten in Saft; Frühbeete liefern Spargel; Merkur hat die größte östliche Ausweichung, Kornelkirschen, Haselstaude blühen, Waldschnepfe hier; Ende Februar: Die Feldlerche kommt und singt; in Istrien und Dalmatien erscheinen die schönen Anemonen; oft milde Lüfte, warme Sonnenstrahlen.“

Moorgarden lehnte sich vergnügt aufsehend in dem Stuhl zurück und betrachtete sich die bläulich sonnigen Duftströme, welche durch die Fenster breitwallend in die Stube hereinbrachen; die Schwarzwälder Uhr ließ ihren heitern Pendelschlag hören.

Die beiden Frauen näherten sich dem Hausvater langsam und geräuschlos; er hörte sie nicht und fuhr fort zu lesen: „März — das wahre Frühjahr beginnt; oft schon sonnt man sich im Freien; Finken schlagen; Vorbereitungen zu Baulichkeiten; Winterschläfer erwachen, Hamster, Eichhörnchen, Wiesel ranzen; es knospert in den Gärten, Nachtigallen in den Stuben schlagen; Hausgeflügel brütet; Camellienhäuser in Pracht, Thätigkeit in den Baumschulen, Bienenstöcke geöffnet und beschnitten; das Veilchen duftet unter üppigem Laub; Aprikosen, Märzlilien blühen; des Landmannes große Thätigkeit auf dem Felde;

Wenn's der Bauer mit seinem Beutel hält,
So muß er um Gregori mit der Saat in's Feld.

Märzwinde, Aprilregen
Verheißen im Mai großen Segen.

Märzenstaub
Bringt Gras und Laub.

Die Stedtinerin und Mutter Moorgarden setzten sich indessen links und rechts neben Moorgarden, doch so, daß sie ihm nicht gleich ins Auge fielen. Er blätterte daher noch einmal um, als wollte er bis an die Schwelle des Frühlings gelangen und überflog die Verheißungen des April: „Spiele der Jugend im Freien; die Weinrebe thränt; Schwalben, Rohrsänger sind da; reines Himmelskolorit; der Kuckuck ruft, die

Nachtigall erscheint und lieblich flötet sie; Baumblüthe — Vergißmeinnicht — Leben und Liebe in der Natur — Insektenwelt belebt — überall Drängen und Treiben, Duft und Herrlichkeit — aber:

Es ist kein April so gut
Er schneit dem Hirten auf den Hut.

Ende April: die ersten Frühlingsgewitter; freundliche Frühlingstage; die Blüthezeit hat allgemein begonnen — Mai (Wonnemond): unermeßliche Blüthen- und Blumenmannigfaltigkeit — die Senner beziehen die Alpen — Quitten, Kastanien, Buchen, Eichen blühen — Schwärmezeit der Bienen hat begonnen...

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun armes Herz vergiß der Qual!
Nun muß sich Alles, Alles wenden." *)

---

*) Uhland.

23. Kapitel.

Ein unglücklicher Vortrag.

In diesem Augenblicke fühlte sich Moorgarden schüchtern am rechten Arme berührt.

Er blickte auf.

Der Anblick der schneebelasteten Tannen außerhalb der Fenster unterbrach seine Frühlingstäuschungen, und sein nebensitzendes Weib erinnerte ihn daran, daß er nicht allein sei.

„Lieber Mann" sagte Mutter Moorgarden mit sanfter, befangener Stimme: „da ist die Stedtinerin zu dir gekommen — nicht wahr, es ist doch schön, daß sie auch einmal wieder sichtbar geworden ist — sie hat ein Anliegen — wirst du so gut sein, lieber Mann, und ihr mit deinem Rathe beistehen? Es ist wegen ihrem Alten, der in Verhaft genommen ist; du weißt ja, daß er noch immer sitzt."

Ein düsterer Schatten lief über Moorgarden's Angesicht. Er blickte flüchtig nach der links neben ihm sitzenden Stedtinerin und nickte ihr einen Gruß zu, ohne heiterer drein zu sehen.

Wenig erfreut über die ernste Miene ihres Mannes und sichtbar besorgt, durch ihre Fürsprache in einer peinlichen Angelegenheit etwa sein Gemüth eher zu

verdüstern, als zu erheitern, setzte sie voreilig hinzu: „Es ist nur so die Rede davon, lieber Mann, und wenn du die Zeit nicht hast, oder die Sache nicht recht in deinen guten Willen paßt, so bist du ja der Mann doch noch immer, der machen kann, was er will; mit dir ein Wort darüber reden, wird ja erlaubt sein."

So fuhr sie eine Weile fort.

Ein glühender Blick des Mannes, der sie streifte, und eine gewisse Unruhe in seinem Wesen hätten ihr eigentlich sagen sollen, daß es der Einleitung genug sei, daß sie zur Sache kommen solle, daß die Reihe zu reden lange schon an der Stedtinerin sei. Aber sie verstand den Blick nicht, sie glaubte, die Unruhe des Mannes so auslegen zu müssen, daß ihm die ganze Angelegenheit unangenehm über den Hals komme, und so fuhr sie denn fort, immer wieder von Anfang einleitend, vorbereitend, vermittelnd zu reden.

Auf der Stirne Moorgardens fingen nach und nach jene Vorzeichen an sichtbar zu werden, welche argen Stürmen seines Gemüthes vorherzugehen pflegten: kleine Schweißtropfen traten in Gruppen auf seine große bräunliche Stirne, und die ungewöhnlich dichten Brauen senkten sich langsam über die sonderbar zuckenden Augen.

Noch einmal sah Moorgarden sein Weib blitzähnlich an; es lag etwas Bittendes in diesem strafenden Blick.

Aber Mutter Moorgarden mißverstand Alles. Sie war der Stedtinerin gegenüber, der sie die gute Laune ihres Mannes heute so sehr gerühmt hatte, verlegen, verwirrt, zunehmend besorgter, unglücklich. Sie glaubte, sich der gewaltig und sichtbar überhand nehmenden Verstimmung ihres Mannes heute einmal beschwörend in den Weg werfen zu müssen; beging den größten Fehler, den sie begehen konnte, indem sie nun die Angelegenheit der Stedtinerin ganz verließ und mit aller Mühe unablässig von seinem Gemüthsübel sprach, das sie wohl wieder merke und das sie um Gottes und Christi willen verhindern möchte; — da erbebte mit einem Male die ganze Stube und der große, eichene Echtisch schien in zwei Hälften zertrümmert: ein Faustschlag der entsetzlichsten Art war auf den Eichentisch niedergefallen. Zwei sprühende Augen durchbohrten die arme Redende, die ihr Gesicht jetzt mit beiden Händen bedeckte und aller Fassung beraubt, in ein unmächtiges Weinen der Schwäche verfiel.

Gewaltig arbeitete die Brust des riesigen Moorgarden, der aufstand und mit dröhnenden Schritten einige Male die Stube durchschritt. „Ha! Bin ich nicht zu erlösen?“ sagte er vor sich hin und riß die Weste von oben bis unten auseinander. „Wär' ich nicht geboren, als so heimgesucht zu werden!“

Der Knabe lief entsetzt zur Mutter und verbarg sein Gesicht in ihrem Gewand.

In diesem Augenblicke war ein dumpfes Lärmen und Treiben, welches schon einige Zeit im Dorfe hörbar gewesen, dem Hause Moorgarden's sehr vernehmlich näher gekommen. Viel Volkes drängte sich freudig lärmend um einen Schlitten, auf welchem der freigewordene Hälmer saß und freundlich für die lebendige Theilnahme dankte, welche ihm bewiesen wurde.

Er lenkte dem Hause Moorgarden's zu.

---

24. Kapitel.

Unerwartete Menschen und Dinge. Laute Freude und düsteres Verstummen.

Als der Hälmer nach einer Weile hier, mit der Peitsche knallend und das lärmende Volk hinter sich, in den Vorhof hereinfuhr, war in Moorgarden's Stube nur so viel verändert worden, daß Mutter Moorgarden sich mit dem Knaben vom großen Ecktisch nach einem Winkel der Stube zurückgezogen, Moorgarden selbst, etwas milder geworden, nach einigen Gängen hin und her, seinen Platz wieder eingenommen hatte, und nun zur Stedtinerin sagte:

„Ich bitt' Euch, redet Ihr!"

Die Stedtinerin hatte bisher schweigsam und versteinert dagesessen, die Kreideblässe ihres Gesichtes wollte nicht mehr weichen. Die peinlichste Angst vor dem fürchterlichen Mann und unsägliches Mitleid mit der gebrochenen Mutter Moorgarden verschlugen ihr eine Weile die Rede; endlich hüstelte sie sich die Stimme rein und wollte eben beginnen, ihr Anliegen vorzubringen, als die Thüre aufging und Hälmer hereintrat.

Volk drängte neugierig nach, aber Moorgarden's Aussehen, der mit schwermüthigem Ernst auf die unerwartete Scene blickte, brachte es respectvoll zum Schweigen.

Hälmer kam auf Moorgarden zu und reichte ihm freundlich die Hand, dann setzte er sich, ohne eine Einladung abzuwarten, an den Platz, wo vor einer Weile Mutter Moorgarden gesessen hatte.

„Ich komme" begann Hälmer, den Hut und die Peitsche weglegend: „damit ich Euch meinen schuldigen Dank besage für Euer freundliches Wort, das mich aus dem Verhaft gebracht hat. Es war gethan wie ein Freund und Christ, Moorgarden." Und nun erzählte Hälmer seine Befreiung und fügte zuletzt hinzu: „Ich habe jetzt auch erfahren, wo Ihr Euer freundliches Wort über mich habt fallen lassen. In Seilern ist's gewesen, am zweiten Tage nach meiner Festneh-

mung, Ihr seid gerade vom großen Pferdmarkt heim und in der Schänk beim „goldenen Apfel" haben Euch ein paar Nachbarn Gutes über mich reden hören. Ein Aufpasser hat am nämlichen Tage noch dem Rath Wilfing über Alles im „goldenen Apfel" Rapport gebracht, und jetzt hat ein Gerichtsdiener ausgeplaudert, daß der Wilfing gerade von Euern Worten gesprochen hat, als er mich aus meinem Verhaft entließ."

Alles horchte auf, was Moorgarden erwiedern würde, selbst Hälmer saß erwartend stille.

Moorgarden ließ die buschigen Augenbrauen sinken, als dächte er über die Worte nach, welche er damals sollte gesprochen haben, dann sagte: „So ist's. Ich habe von Euch gut gesprochen. Das aber hat jeder Andere auch gethan. Der Wilfing hätte Euch herausgeben sollen, weil Ihr das seid, was ich gesagt habe, nicht weil ich's gesagt habe." Er legte seine Hand flüchtig auf Hälmer's Hand und sagte, sie wieder zurückziehend: „Es ist gut, daß Ihr frei seid. — Was aber hat Wilfing Solcherlei zu treiben?" Es war Unmuth, was in diesem Augenbick auf seiner Stirne lag. Ein flüchtiger Tumult entstand jetzt vor dem Haus, und eine andere Neuigkeit erregte bis in die Stube herein ein freudiges Gemurmel.

Die Thüre ging auf und ein Bote trat herein.

Er blickte erhitzt um sich und als er die Stedti-

nerin entdeckte, eilte er auf sie zu und sagte: „Kommt heim, Stedtinerin, er ist da, Euer Mann ist angekommen.“ Die Angeredete saß einen Augenblick wie gelähmt auf ihrem Platze, dann stand sie glühend vor Freude auf, schöpfte einmal aus tiefster Brust Athem und sagte: „Hast du ihn wirklich gesehen? Mit deinen eigenen Augen gesehen?“ Der Bote wollte antworten, aber die Stedtinerin setzte mit Wehmuth hinzu: „Und ist er ohne Fürsprach freigeworden? Und hat es ihn recht erschrecklich angegriffen? Sieht er recht verkümmert aus?“ Der Bote erwiederte, daß Stedtiner's Aussehen zwar nicht das allerbeste sei, daß ihn die freie Luft bald wieder aufrichten werde, aber ganz ohne Fürsprach sei er doch nicht losgekommen. „Es ist gut“ fuhr er fort „daß Ihr gerade hier seid, Stedtinerin, Ihr könnt dem Helfer gleich Euern Dank sagen. — Moorgarden“ fuhr er fort, indem er sich zu diesem wendete „Euch soll ich von dem Stedtiner Gruß und Dank vermelden, er wird morgen selber kommen, Euere Freundschaft hat ihm aus der Schlinge geholfen.“ Moorgarden blickte auf, wie Jemand, den plötzlich das Gefühl einer ihn umgebenden Verschwörung überkommt. „Wer bist du?“ fragte Moorgarden mit unheimlichem Nachdrucke „hat dir der Stedtiner wirklich Solches aufgetragen?“ Der Bote bejahte das Letztere und fügte hinzu, daß er Stedtiner's Oberknecht

sei. Moorgarden stand auf und ging mit großen Schritten auf und nieder. Das hereingedrungene Volk wich vor ihm zurück.

Der Bote erzählte nun, was er von seinem Herrn in Eile vernommen hatte; es war Folgendes.

Man hatte dem Stedtiner bei seiner Verhaftung wie allen anderen Gefangenen außer den entbehrlichen Kleidungsstücken alle Habseligkeiten abgenommen, darunter auch eine große, in mehreren Gehäusen ruhende Sackuhr. Am Morgen der Befreiung kam ein Herr mit dem Gefangenwärter zum Stedtiner ins Gefängniß und fragte ihn, wie er zu dieser Sackuhr gekommen sei, denn es sei auf eines der Gehäuse der Name Moorgarden aus Lohden eingegraben und es sei besonders wichtig, über diese Sache Näheres zu erfahren. Stedtiner erzählte hierauf, daß er ein Jugendfreund Moorgarden's gewesen und noch immer ein treuer Kamerad desselben geblieben sei; eines Tages seien sie besonders herzlich aufgeräumt gewesen und da habe ihm der Moorgarden diese Uhr zum ewigen Andenken vermacht und seitdem trage und halte er sie stets mit Freude und in Ehren. Hierauf ging der Herr mit dem Gefängnißwärter wieder fort und kam nach einer Weile mit der Nachricht zurück, daß Stedtiner frei sei, und seine Befreiung vornehmlich der Freundschaft mit dem Moorgarden verdanke. „Nun, das

muß ich sagen“ bemerkte Hälmer jetzt mit Lächeln „die Zauberei aus alten Zeiten ist wieder im Aufnehmen, mit Euerm Namen, Moorgarden, sprengt man Schloß und Riegel.“ Die Stedtinerin, welche indessen freudetrunken zur Mutter Moorgarden getreten war, um deren gebeugtes Herz wieder aufzurichten, wollte nun auch einige schüchterne Worte des herzlichsten Dankes zu Moorgarden sprechen, und hatte schon begonnen, als sie merkte, daß sie die sonderbare Empörung Moorgarden's, die sich bereits auf seinem Gesichte zeigte, nur gefährlich vergrößern würde. Schnell zum Schlusse eilend sagte sie daher: „So will ich für jetzt geschwinde heim und morgen mit meinem Manne wieder kommen;“ sie gab der Mutter Moorgarden die Hand zum Abschied und eilte fort.

Moorgarden ging noch einige Male mit großen Schritten auf und nieder, ohne seiner Umgebung zu achten, dann näherte er sich der Kammerthüre, hinter welcher er, einen düsteren Blick des Abschieds auf Hälmer zurückwerfend, verschwand.

Hälmer verstand den Blick als einen Wink zu folgen und ging dem Moorgarden in das Stübchen nach, welches in den Wohnungen auf dem Lande wie der heiligste Tempelraum des Hauses betrachtet und zur Berathung der geheimsten und wichtigsten Angelegenheiten der Familien benützt wird.

Aber nicht lange, so kam der Hälmer, seinen Irrthum einsehend, wieder aus dem Stübchen zurück.

Die Stedtinerin, der Bote, das Volk war nun fort und in der großen Stube fand Hälmer Niemand mehr, als die Mutter Moorgarden, welche fragende, besorgte Augen über das Befinden ihres Mannes auf ihn richtete. „Moorgarden" sagte Hälmer ohne eine Frage in Worten abzuwarten „wenn ich Euch gut für einen Rath bin, so überlaßt Euern Mann jetzt seiner Ruhe; es steht nicht ganz wohl mit ihm, aber wenn ihn Nichts mehr verfolgt im Guten oder Schlimmen, so kann sich Alles wenden. Er sitzt nun drinnen, den Kopf in seiner Hand, so glaub' ich, will er ausruhen und will sein Herz verbrausen lassen. Jetzt leidet mir's, daß ich ihm nachgegangen bin, ich hab's vermeint in seinem Willen, aber wie ich in das Stüble zu ihm getreten bin, überdeckt er seine Augen mit der einen Hand und mit der andern deutet er mir an, ich möchte ihn alleine lassen. Ich bin sogleich heraus. Er hat es freundlich aufgenommen, daß ich ihn so schnell verstanden habe: sein Angesicht ist mild gewesen."

Hälmer entfernte sich nun ebenfalls; die Mutter Moorgarden aber schlich Ruhe stiftend nach dem Stalle, wo ihr Sohn Kilian in ausgelassener Laune wieder Alles durcheinander zu wirren schien. Es gelang ihr

endlich, ihn aus dem Hause zu schaffen, indem sie ihm etwas Geld zuschob; denn, als hätte sie ihm damit eine Rakete in die Tasche geschoben, so brausend schoß es ihn zur Stallthüre hinaus nach der Wirthsstube im Dorfe. Hinter ihm wurde Moorgarden's Haus nun stille wie ein Kloster, alle bösen Geister schienen gewichen; es kam die Nacht, eine stille, düstere, ringsum friedliche Nacht. Menschen und Thiere streckten sich auf ihren Ruhelagern, auch in Moorgarden's Hause hörte man um 11 Uhr Nachts kaum einen andern Laut mehr, als das Picken der Schwarzwälder Wanduhr in der großen Stube. Indessen sollte Arges noch in jener Nacht geschehen....

---

25. Kapitel.

„Ihr Heiligen des Himmels beschützt dies Haus.“

Es mochte gegen Mitternacht sein, als in Moorgarden's Haus auf der Kammertreppe, die nach einem Dachverschlage führt, unsichere, leise Schritte hörbar wurden. Die Schritte näherten sich unter seltsamem Aechzen des bretternen Bodens dem Verschlage, wo Klärchen schlief. Eine zitternde Hand legte sich auf das Haupt des schlafenden Mädchens und eine bange

Stimme sagte: „Kind, mein Kind, erschreck nicht — ich bin's die Mutter. Wach' auf! Mir ist, den Vater packt sein Zustand wieder. Hörst du nicht?"

Klärchen seufzte tief im Schlafe, sprach eine Weile schlaftrunken und unverständlich durcheinander, worauf sie plötzlich aufsaß und erschrocken sagte: „O mein Gott, mein Jesu, wer ist da? Was gibt es denn?"

Die Mutter sagte: „Sei still, sei ruhig. Hörst du den Vater unten nicht? Sein Uebel hat ihn wieder angepackt: O schütz' uns Gott und alle Heiligen!" Sie setzte sich kummervoll auf den Rand des Bettes und legte den schlummernden Knaben, den sie auf den Armen mitgebracht hatte, neben die Tochter.

Klärchen sagte schlaftrunken-weinend: „Der Vater ... Ja der Vater ... Wo ist er? Will ihm Niemand helfen?"

In diesem Augenblick erbebte das ganze Haus von einem entsetzlichen Schlage. Mit einem Schrei des Schreckens erwachte nun Klärchen ganz und umschlang den Hals der Mutter. „Ist das der Vater gewesen?" sagte sie mit zitternder Stimme. Anstatt einer Antwort der Mutter erfolgte in der Kammer ein zweiter und ein dritter Schlag von gleich entsetzlicher Art, wie der erste und einige dumpfwüthende, unverständliche Worte ließen sich vernehmen.

Jetzt ging ein erschrockenes Gemurmel durch das

Haus; das ganze Gesinde war erwacht und rief sich schlaftrunkene Fragen zu. Selbst die Thiere im Stall sprangen auf, die Pferde traten ängstlich hin und her und die Ochsen murrten und wetzten ihre Hörner an der kalten Wand. Kilian, der Sohn des Hauses, allein schob sich tiefer in das Bett und zog die Decke über den Kopf. Er zitterte am ganzen Leib und dachte: „So lang er mich nicht sucht, wird er mir auch nichts verschlagen."

Jetzt mußte es der große Geschirrkasten sein, der von zwei Riesenfäusten gefaßt und mitten in die große Stube hingeschleudert, das Haus in seinen Grundfesten erschütterte.

Das Hausgesinde stand auf, ohne zu wissen, was es thun solle; nur halb in Kleidern, mit verwirrtem Haar und verstörten Blicken kam es zitternd vor Angst und Kälte allerlei kleine Treppen in den Stall herab und stellte sich in eine stille Gruppe um den düstern Schimmer einer Laterne herum. „Ich könnt' mich zu Tod kümmern um den Mann" sagte der Oberknecht einmal vor sich hin. Alles schwieg; die Mägde falteten unwillkührlich die Hände und bewegten die Lippen wie in leisem Gebete. Man wußte wohl, daß ein Hinzutreten zu dem wüthenden Hausvater und ein Abwehren von seinem rasenden Zerstören das Uebel nur vermehren und größeres Unglück herbei-

führen würde. Denn als sich einst der gleichen Raserei Moorgarden's die zwei Knechte und ein Nachbar entgegensetzen wollten, da war es nur der vernünftigen Flucht der Letzteren zu danken, daß nicht unter den Keulschlägen des riesigen Hausvaters Blut floß und Leben verröchelte. Deßhalb hielt sich auch Alles im Hause, wenn schon mit Selbstüberwindung und Kummer, von der unseligen Wuth Moorgarden's fern und deßhalb war auch die Mutter Moorgarden sogleich aus der Schlafstube gewichen, als sie, unwillkührlich erwachend, ihren Mann das Bett verlassen und tief erseufzend durch die Kammer nach der großen Stube schreiten hörte. Das waren ihr bekannte Vorzeichen seiner Gemüthserschütterungen, die von Zeit zu Zeit das Haus entsetzen und Verwüstung durch die Räume tragen sollten.

Eine Stunde mochte das Entsetzen und die Zerstörung heute gedauert haben. Kasten, Thüren und Fenster waren Trümmer und hatten das Getöse der Zerstörung bis zu den Nachbarhäusern fortgetragen; selbst von da war man erschrocken herbeigekommen und stand in bebenden Gruppen mit Laternen vor dem Hause. Es wurde stiller und nur mehr die schweren Schritte Moorgarden's in der Stube und Kammer waren hörbar. Doch wagte sich auch jetzt noch Niemand näher; bis endlich die Stubenthüre nach

der Vorhalle und hierauf auch die Hausthüre heftig und angelweit aufging und Moorgarden langsam heraustrat.

Einige weinten, als sie ihn sahen.

Er war nur halb in Kleidern, die Brust entblößt, so schien er die scharfe Winternachtluft, welche Andere durchschauerte, mit Behagen zu empfinden. Sein Gesicht — ja, wer dies Angesicht im Scheine düsterer Laternen schildern könnte! Man sah es, entsetzte sich davor, brachte sein Auge nicht mehr weg und Einige, die weinten, folgten einem tiefen Zuge der Natur, die oft mit einer Thräne sagen will: unnennbar ist, was ich da sehe, es mengt sich tiefstes Weh und tiefstes Grauen. Wie von Marmor ruhig war dies Angesicht. Nur die dunkle Röthe, ein leichtes Schweißglänzen über Stirn und Wangen und dann und wann noch das einzelne blitzähnliche Zucken einer Gesichtsmuskel deuteten auf das entfliehende Gemüthsgewitter. Im Auge lag noch Alles. Obwohl es ruhig vor sich hinsah, glühte es noch unablässig wie ein Wetterleuchten. Moorgarden schien die ängstlichen Gruppen vor dem Hause entweder nicht zu sehen, oder nicht sehen zu wollen. Eine gewaltig-düstere Erscheinung stand er eine Weile so da; worauf er großen Schrittes, Nacht und Wetter nicht beachtend, von der Hausthürschwelle heruntertrat und sich entfernte. Niemand wagte es,

ihn anzureden, ihn auf die finstere kalte Nacht und seine leichte Kleidung aufmerksam zu machen.

Nun drang Alles nach der großen Stube: die Nachbarn, das Hausgesinde, endlich auch die Mutter Moorgarden und Klärchen.

Das war ein trauriger Anblick, wie da alle Gegenstände umgestürzt oder zertrümmert durcheinander lagen. Der große Geschirrkasten war hervorgerissen und hingeschleudert worden, ein Meer von Scherben bedeckte den Boden; von dem eichenen Ecktisch war die Platte gehoben und lag neben dem Ofen; hie und da war eine Wandbank trotz der eisernen Klammern losgerissen und zeigte die gewaltsamen Verletzungen der Wand; die Kammerthüre sah man aus den Angeln gehoben und mitten nach der Stube geworfen, sogar einzelne Bilder an der Wand waren herabgeschlagen und der Hirschkopf, an dem sonst Hüte und Mützen zu hängen pflegten, hatte seine Stelle jetzt neben der Küchenthüre. Mit Schaudern betrachtete man die Ruine einer sonst so behaglich eingerichteten Wohnung. Man stand und setzte sich klagend in der Stube herum; durch die zertrümmerten Fenster strich die kalte Nachtluft, man zitterte an allen Gliedern. Auf der Kammerthürschwelle hatte Mutter Moorgarden Platz genommen, verhüllte ihr Gesicht und weinte bitterlich, neben ihr saß Klärchen, stille schluchzend

ihre Stirn in ihre Hände gedrückt. Um diese Beiden hatte sich der große Theil der Nachbarn und des Hausgesindes versammelt. Worte der Betrübniß, des Mitleids, des Bedauerns, des Schreckens wurden laut, bevor man wagte, einige Worte der Tröstung auszusprechen. Mutter Moorgarden weinte fort, ohne zu antworten; erst nach einer Weile, als man fragte, was denn heute einen solchen Aufruhr in ihres Mannes Seele erregt haben mochte, gab sie, oft von Thränen unterbrochen, einige Erklärung ab. Sie habe schon gestern, als der Hälmer fortgegangen sei, nicht Alles gefunden, wie es sein solle, sagte sie, ihr Mann habe von da an Niemand mehr sehen und hören wollen, wenn die Thür aufging oder ein Lachen im Hause gehört wurde, habe es ihn förmlich vom Sitz aufgehoben. Ob er etwas zu Nacht essen wolle, habe sie ihn einmal behutsam gefragt, und als sie auf eine Antwort warten wollte, sei er aufgestanden, sei auf die Thüre zugekommen, habe mit der linken Hand gewinkt, daß sie fortmachen solle und mit der rechten Hand die Thüre heftig zugedrückt und hinter sich verschlossen. Es sei ihm von da an Niemand mehr mit Fragen und Lärm in die Nähe gekommen, aber sie habe dann und wann durch die Kammer gehend gehört, wie er in der Schlafstube schwer umherschreitend, düstere Worte sprach, aus denen sie wohl er-

rathen könne, was ihn so erschüttert habe. „Er kann Alles vertragen“ sagte sie „nur geht er zu Grund über allerlei unredlich Spiel. Da hat man ihm gestern schockweis zugetragen, was er Stück für Stück nicht einsehen kann, sein Name lauft wie ein Rettungsengel um und das macht ihm allerlei Verdacht. Wie er gestern in der Schlafstube so hin und her ist, hab' ich ihn auch manchmal den gräflichen Rath nennen hören und gleich drauf sagen: Fertig! Den Riegel von der Zunge, red' oder ich will dich schweigsam machen für ewig. Mich narren? Mich narren! Wie willst du hinunterfahren? Dabei hat er gegen den Boden gestampft, daß Thüre und Fenster geschüttert haben. Ich sorg', ich sorg', sein Zorn treibt ihn morgen früh noch weiter — daß ihn alle Heiligen beschützen und besänftigen möchten!“

Kilian, der Sohn des Hauses, erschien auf der Kammertreppe. Als er merkte, daß man vor der Hand in der Stube sicher sei, stieg er herab und trat heraus. „Ist er fort?“ fragte er; „wenn dieser Viehzorn nicht aus dem Haus kommt, so geh' ich unter die Wilden. Ich geh' unter's Militär. Unter die Grenadier. Ich will Hatschier werden. Ich verding' mich an die ägyptische Finsterniß, so guck' ich doch so was nicht mehr. Ist das auch eine Art, Alles so kreuz und quer zu schlagen? Wenn ich nur

wach gewesen wär'? Aber so bin ich nicht wach gewesen!"

Ein Nachbar wollte ein Geräusch vor dem Hause hören und sagte: „Mir scheint, er ist wieder zurück."

„Wo?" rief Kilian: „Gute Nacht, meine Herrschaften, zerschlagen ist zerschlagen, ich geh', weil Nichts mehr ganz zu machen ist." Er sah, daß er wieder unter die Decke kam.

Durch Mutter Moorgarden selber dringend aufgefordert, entfernten sich nun auch die Nachbarn, die Knechte und Mägde, um durch ihren Anblick dem heimkehrenden Hausvater nicht Anlaß zu neuen Erschütterungen zu geben. Moorgarden kam erst mit der Morgendämmerung zurück. Als er in die Stube trat und die Verwüstung sah, hielt er einen Augenblick düster-verlegen an, ging aber dann so rascher mit großen Schritten nach der Kammer, holte Mantel, Hut und seinen riesigen Handstock und verließ das Haus von Neuem. Er schlug den Weg nach dem Oberamte ein. Man hatte ihn kommen und gehen gehört, aber man hatte nicht gewagt, ihn anzureden oder ihn zur Morgensuppe zurückzuhalten. In einer bangen Gruppe oberhalb dem Hause beisammen stehend, blickte Mutter Moorgarden, Klärchen und das Hausgesinde dem Davonschreitenden nach. Mutter Moorgarden rang in stiller Verzweiflung die Hände und sagte

unter Schluchzen: „Er geht auf's Amt; jetzt geht er in sein Verderben! Er erwürgt den Rath und wird gebunden und geschlossen in's unterste Gewölb begraben."

---

26. Kapitel.

Der Gang um Aufschluß.

Bevor man zum Oberamte kommt, muß man von der südwestlichen Seite her an einem kleinen, aber nett aufgemauerten Hause vorüber, das in einem eigenthümlichen Rufe steht. Man hält es bei Tag und Nacht nicht ganz geheuer, alle Einwohner fühlen, sagt man, nach kurzem Aufenthalte daselbst ihre Gesundheit angegriffen und ihr Herz verschlimmert; deßhalb habe man auch niemals einen rothbackigen, fröhlichen Menschen da aus- und eingehen gesehen. Wie denn aber das Volk so häufig zu verfahren pflegt, daß es Alles, was es entweder wirklich nicht begreift, oder begreifen soll, in die Symbolik des Mährchen- oder Geisterhaften hüllt: so war es auch hier. Denn man wußte recht wohl, das Häuschen sei aus der Amtskasse angekauft, sei von Amts wegen mit allerlei Menschen besetzt, die von Zeit zu Zeit vertraute Auf-

träge erhalten u. s. w.; allein anstatt zu sagen: Hier steht die kleine Spionenkaserne des Oberamtes, die polizeiliche Hochwarte, von der aus man die südwestliche Straße zum Amte beherrscht — sagte man: Dies Haus ist nicht geheuer, macht die Gesichter blaß und verschlimmert das Herz. Böse Geister haben die Schuld. So was läßt das Amt passiren und das Volk ist um einen diplomatischen Ausdruck reicher.

An dem Morgen, als Moorgarden wie eine dumpfe Wetterwolke nach dem Oberamte zog, saß im Dachstübchen jenes zweideutigen Hauses auch so ein blasses Gesicht und vertrieb sich die Privatstunden mit Flickschneiderarbeit. „Und flick' ich nicht Jacken und Röcke, so bleibt ein Stich in die Waden des Nächsten mir frei!" Wenn nicht gerade solche Lieder das blasse Männchen zum Singen bewegen konnten, so spukten doch solche Empfindungen durch sein Herz. Er legte sein Nähwerk bald zur Seite. Ein bedeutender Auftrag war ihm schon gestern geworden; er bestand heute noch im vollsten Umfang. Man mußte beim Amte schon gestern einen Besuch Moorgarden's erwartet haben, denn das bleiche Flickschneiderlein hatte den Auftrag erhalten, so lange durch sein Dachfenster auszuschauen, bis er Moorgarden kommen sähe, und sähe er ihn kommen, es springenden Fußes dem gräflichen Rathe zu melden.

Heute endlich gegen 9 Uhr früh kam der gewaltige Moorgarden schweren, verdächtig-ernsten Schrittes die Straße daher.

Das bleiche Schneiderlein von seinem Sitz empor, die Treppe hinab, die Straße dahin, zum Amte hinein, durch die Kanzleien hindurch, eine Treppe hinauf, eine Halle hinüber, an eine Zimmerthüre hinan: „Herein!“ — „Euer Gnaden Herr Rath, er kommt!“ — das war das Werk eines Augenblicks.

Rath Wilfing war eben vom Frühstück aufgestanden, ein Kaffetropfen hing noch an seinem Rock, als er diese Nachricht erhielt; er sagte: „Es ist gut!“ und ließ den Boten wieder abtreten, dann klingelte er, ein Diener trat herein. „Wenn der Moorgarden nach mir fragt — ich bin im Schlosse.“ Er nahm den Hut und ging. Im Schloß an der großen Treppe wartete bereits ein gräflicher Diener. „Du bist zu rechter Zeit auf deinem Posten“ sagte der Rath „thue also geschickt, was dir aufgetragen ist.“ Er ging die große Treppe hinauf und verschwand in den Gemächern des Schlosses.

An der großen Kanzleithüre klopfte es ungewöhnlich stark. Moorgarden trat ein. Die Schreiber waren eben noch in lebhaften Gruppen herumgestanden, jetzt saßen alle wunderstille auf ihren Plätzen. Moorgarden fragte, ob der gräfliche Rath schon auf seinem Arbeits-

zimmer sei? Er erhielt sehr freundlich zur Antwort: Der Herr Rath werde wohl am besten noch in seiner Wohnung zu sprechen sein. Moorgarden verließ die Amtsstube, ging eine Treppe hinauf und klopfte; er trat ein und erfuhr: Der gräfliche Rath sei eben nach dem Schlosse, wann er zurückkomme, wisse man nicht. Moorgarden stieg wieder herunter; seine Schritte wurden im ganzen Gebäude gehört. Er ging den Weg nach dem Schlosse. Den Diener an der großen Treppe des Schlosses fragte er: wo der gräfliche Rath zu treffen sei? Der Diener that etwas verlegen, erklärte dann ziemlich ausführlich, in welchem Theil und Zimmer des Schlosses der Herr Rath eben verweile, bat aber dann lebhaft und ängstlich, ihn jetzt nicht aufzusuchen und zu stören, denn es dürfe um keinen Preis in diesem Augenblick Jemand zu ihm; er stellte sich Moorgarden abwehrend in den Weg, wurde aber von diesem mit gewaltiger Hand wie ein Spielzeug bei Seite geschoben. Moorgarden ging die große Treppe hinauf und in der bezeichneten Richtung durch Gänge, Hallen und Gemächer bis zu dem Kabinet, in welchem Rath Wilfing zu finden sein sollte. Durch einen prachtvoll ausgestatteten Saal hinschreitend, näherte er sich einer großen Glasthüre, welche etwas geöffnet war, so daß man zugleich hören und sehen konnte, was innerhalb derselben vorging.

Drinnen saß nun, der Glasthüre gegenüber und mit dem Rücken gegen dieselbe gekehrt, der gräfliche Rath und neben ihm — der Graf. Sie thaten sich Beide sehr gütlich in zwei üppigen Lehnstühlen bei schäumenden Gläsern Champagner; und dabei streckten sie, wie zwei eben erst heimgekehrte Jäger, die Füße gegen ein hellauflodernde Kaminfeuer, als wollten sie sich wärmen und trocknen.

Wie? Also war Se. Excellenz nicht in Zorn von seinem Rathe geschieden? War nicht nach jenen Drohungen fort nach Wien? Se. Excellenz wollte ja den Rath nicht wieder vor sein Angesicht kommen lassen, bevor die Fehler desselben durchaus gutgemacht wären? Nun war aber noch wenig von diesen Fehlern verbessert und Se. Excellenz wird da im vertraulichsten Verkehr mit seinem Rath ertappt, in brüderlicher Eintracht sitzen sie beisammen, trinken, scherzen, lachen mit einander, als wäre nie ein unfreundliches Wort zwischen ihnen gefallen. . . . .

27. Kapitel.

Eine andere Rede, die einen Aufruhr bändigt.

Moorgarden stutzte, hielt an.

Der Graf und sein Rath hatten eben ein ernsteres Gespräch angefangen und es fiel nun gar der Name Moorgarden.

„Ich weiß aber noch immer nicht recht" bemerkte der Graf „ist es gut gewesen oder nicht, auf den harmlosen Moorgarden, wie auf einen geduldigen Blitzableiter, alles Verdienst der Befreiung hinüber zu tragen und ihn dadurch zu überraschen, argwöhnisch zu machen, zu verwirren oder, da er ein gerader Mann ist, gar zu erbittern? Denn, wenn es wahr ist, was man sagt, daß Moorgarden von Zeit zu Zeit über die geringfügigsten Anlässe den schlimmsten Seelenerschütterungen verfällt, so kann ich mir wohl denken, daß, wenn von allen Seiten Danksagungen für seine Fürsprache, die er nicht gepflegt, Glückwünsche zu seinem Einflusse beim Amte, den er nicht begreift, ihn überhäufen, er sich wie verkauft und verrathen vorkommen mag. Sein Zorn, seine Erbitterung wären zu begreifen und ich befürchte sie."

Rath Wilfing erwiederte: „Deßhalb will ich ihn auch heute besuchen, seiner Erbitterung will ich zuvor-

kommen, indem ich ihm offen Alles erkläre. Ich kenne ihn. Er ist ein ruhiger, verständiger Mann. Er ist ein Feind aller Unordnung, aller Wortfechterei, aller wühlerischen Unruhe. In seinem Hause herrscht die Ruhe einer Kirche. Man glaubt, Gottesdienst werde gehalten, wenn man eintritt. Kein gemeiner Laut unter den Dienstboten, keine Unreinlichkeit um und in dem Haus. Alles brav, züchtig, prächtig, in Ordnung. Es ist merkwürdig, Excellenz; wenn es heißt: ein Dienstbote wolle aus Moorgarden's Hause, so bewirbt sich die ganze Gegend um denselben, denn er ist gewiß der beste, den man finden kann: trefflich abgerichtet, pünktlich, treu, Arbeit ist ihm zur zweiten Natur geworden. Moorgarden's Dienstboten kommen aus seinem Hause wie aus der besten Ziehanstalt. Und ihre Excellenz werden fragen: Wie kommt das? Einzig und allein daher, weil man in seinem Hause fühlt, daß ein Herr da ist. Er schreibt seinem Gesinde kurz und bündig seine Gesetze vor und sagt: Könnt und wollt ihr sie halten? Gut, dann sind wir in Ordnung. Und so geht Alles von Statten. Der Mann ist wohlhabend, sein Wohlstand nimmt zu und er ist des Hausfriedens wegen zu beneiden. Wie müßte es diesem Manne zu Muthe sein, wenn nun auf einmal seine Knechte auf's Hinterbein träten, ihren Kopf aufsetzten, der Eine hinzöge, der Andere her;

wenn jeder Befehl, den er gibt, von seinem Gesinde erst bekrittelt, bestritten, verdreht, verleumdet und zuletzt gar halb oder gar nicht befolgt würde? Wäre da ein Hauswesen möglich? Ich weiß, daß dem Moorgarden Nichts unerträglicher ist, als bei Gemeindedisputen das ewige Hin- und Herfechten in's Blaue hinein; tausendmal schon soll er gesagt haben: „Hielten doch zwei eiserne Fäuste diese Strittmäuler zusammen!“ Er geht auch in keine Versammlung mehr. So kenne ich den Moorgarden und so will ich ihn fragen, wie ein Amt, eine Regierung Ordnung erhalten soll, wenn jeder ungewaschene Knecht, jeder feuchtohrige Knabe, jeder Hetzbub' und Schafhirt reden, thun, treiben will, was er mag? Ist schon fühlbare Strenge nöthig, um Ordnung unter eine Handvoll Hausgesinde zu bringen, wer mag da läugnen, daß eine Regierung, die Tausende von Dörfern, Märkten, Städten, Millionen von Menschen in Ordnung halten soll, nicht wie eine Schmeichelmutter den Unterthanen ihren tollsten Muthwillen lassen soll? Ja, wenn der Staat lauter brave Menschen inner seinen Grenzen hätte! Ja, wenn alle Familienväter dem Moorgarden glichen, der selber straffe Ordnung übt in seinem Hause! Wenn alle Gemeinden aus so regierten Häusern bestünden, wie das Moorgarden's, wäre das Regieren eines Landes da nicht die angenehmste Pflicht?

So aber, wie bunt, wie unzuverlässig, wie eingeschossen auf das verwirrendste Treiben, wie wirklich schlecht ist eine große Anzahl Menschen! Denke man sich da eine liederliche Regierungswirthschaft, eine nachlässige Aufsicht, eine schwächliche Strenge, kaum eine fühlbare Strafe — die Millionen Köpfe, Jeder mit seinem Widersinn und Eigenwillen, den Armen gegen den Reichen, den Schwachen gegen den Starken, kurz Einen über und gegen den Andern. — Wer würde da arbeiten und helfen, dulden und Ruhe halten, Handel und Wandel zulassen und befördern, wer würde Früchte heimführen, wenn er gehindert war, Samen auszusäen, wer würde den Feind von den Grenzen halten, wenn er uns zu überfallen drohte? Alles müßte in solchem Wirrwarr zu Grunde gehen: Ordnung, Sitte, Wohlstand, Religion!"

Se. Excellenz trank ein schäumendes Glas und sagte: „Sehr gut! Sehr gut!"

Rath Wilfing fuhr fort: „Nun ist es kürzlich, weiß Gott, durch welche heimliche Unruhstifter dahingekommen, daß in dieser Gegend ein böser Geist so arg hereinriß, daß man halblaut oder stille weder Himmel noch Erde ungeschoren ließ. Die Regierung, das Amt mochten verfügen, was sie wollten, Alles wurde schief besehen, übel ausgelegt, als nichtswürdig ausgeschrieen. Das konnte nicht lange so geduldet

werden. Denn wie es ein Verbrechen ist, wenn der Unterthan Gewalt braucht gegen die Gewalt der Regierung, so ist es ein gleiches Verbrechen, sich durch Wort oder Schrift aufzulehnen gegen das Ansehen der Regierung. Ich ließ daher zur allgemeinen Verwarnung einige Verhaftungen vornehmen; allein der böse Geist hatte bereits so tief und weit um sich gegriffen, daß neue Verhaftungen nothwendig wurden und sogar eine Rebellion zu besorgen stand. Da geschah es, daß Ew. Excellenz durch falsche Gerüchte mißtrauisch wurden gegen meine eigenen Berichte: Sie kamen, zürnten heftig, ließen eine Untersuchung beginnen und demüthigten mein Ansehen bei dem Volke der Art, daß ich nie mehr zu einem öffentlichen Amte tauglich scheinen mußte. Indessen aber ergab die Untersuchung meine Unschuld — Ew. Excellenz klagen sich selber einer betrübenden Uebereilung an und wollen mich um keinen Preis weder von meinem Posten, noch aus der Neigung Ihres Herzens entlassen. Was ist zu thun? Ew. Excellenz möchten auch nicht gerne vor dem Volk als übereilter, leidenschaftlicher Herr erscheinen, möchten auch, daß vor der Hand die Gefangenen freigegeben werden — welcher Ausweg ist mir da übrig geblieben, als daß ich mich vor dem Volke anstelle, als würden die Gefangenen nur einer mächtigen Fürsprache wegen frei? Denn so erscheint

es doch zum Theil, als läge es in meinem freien Willen, ob die Gefangenen frei zu lassen seien oder nicht; man wird nach und nach zweifeln, ob denn auch Alles so wahr sei, wie man verbreitet hat, daß ich bei Ew. Excellenz außer Gnaden gekommen bin; ich werde nach und nach mein Ansehen wieder gewinnen, mein Amt mit Ernst verwalten und Ruhe und Ordnung erhalten können. Das will ich dem braven Moorgarden offen und ehrlich zu bedenken geben, und wenn er im Stande ist, mir zu sagen, daß er sein Haus ohne Ernst und Ansehen in Ordnung halten kann, wenn er mir sagen kann, daß ich Ordnung halten soll, wenn der Bauer über das Amt, der Knecht über den Bauer, der Taglöhner über den Knecht und der Vagabund über den Taglöhner bramarbasirt und ihn bedroht; wenn Moorgarden mir sagen kann, daß er ganz ohne Fehler ist und nie eine Uebereilung begeht, so will ich mir seinen Zorn gefallen lassen."

Rath Wilfing und der Graf warfen jetzt zugleich mit Spannung einen prüfenden Blick in den Spiegel und sahen vor der Glasthüre die riesige Gestalt Moorgarden's einige Augenblicke bewegungslos dastehen, zu Boden blicken — und endlich in düsteren Gedanken umkehren und sich entfernen.

Kaum war er durch den großen Saal davonge-

schritten, als der Rath und Se. Excellenz heiter aufstanden und der erstere sagte: „Er ist fort. So habe ich ihn beurtheilt. Er ist eine düster-gewaltsame Natur; Macht und Ansehen stürzen, heißt ihm Alles stürzen. Er wird von nun an den Staat und sein Hauswesen in seinen Gedanken nicht mehr trennen und jede Volksbewegung wird ihn so anwidern, als empörte sich sein eigenes Gesinde. Wir haben Zweierlei erreicht. Einmal wird uns dieser Moorgarden, indem wir sein Ansehen von Amtswegen fleißig mehren, als ein brauchbares Gegen-Parteihaupt gegen den Friedländer, den rastlosen Wühler, dienen, wir spalten dadurch den weicheren, ängstlicheren Theil des Volkes von dem übereilten; andererseits füttern und schmücken wir uns an diesem Moorgarden ein glänzendes Opfer für etwa kommende, sehr schlimme Tage. Wenn wir dann Alles recht gründlich einschüchtern wollen, dann verhaften wir unsern großen Liebling irgend einer Aeußerung halber."

„Ich habe ein düsteres Vorgefühl von argen Gewitterschlägen, die noch folgen werden" sagte der Graf, indem er an ein Fenster trat; „die Banketgeschichte und die Regungen überm Rhein wetterleuchten nicht erfreulich."

Ein Diener trat herein und meldete die Ankunft der Frau Räthin. „O da erwartet Sie noch eine

schwere Stunde, Herr Rath" bemerkte der Graf lächelnd „sie wird von Ihren öffentlichen Demüthigungen gehört haben und wird nun merken, daß sie deßhalb so eifrig gedrängt worden sei, den längeren Besuch bei der Frau Baronin Stürmer zu machen. Nun trösten Sie sie damit, daß Ihr Ansehen bald bedeutender auftreten werde, als je und daß Ihre Frau das Vergnügen haben werde, bei dem nahen Fest im Schlosse die Dame des Hauses zu repräsentiren. . . ."

Am Abend desselben Tages erschien ganz unerwartet der Friedländer im Hause Moorgarden's und hatte eine lange, lebhafte, geheimnißvolle Unterredung mit demselben. Man fürchtete den erneuerten Zorn Moorgarden's. Dieser erfolgte zwar nicht, aber beide Männer traten endlich mit erhitzten Stirnen in die große Stube heraus. Der Friedländer grüßte die Anwesenden freundlich, kneipte Moorgarden's Knaben lächelnd in die Wange und ging.

Draußen sagte er zu Moorgarden: „So habe ich dir das Alles umsonst gesagt?"

Moorgarden erwiederte: „Sage mir's nie wieder."

Friedländer: „Du wirst noch mit Reue ihrer gedenken!"

Moorgarden: „Vergesse du meine Worte nicht und ich bin zufrieden. Wie soll ein Amt, eine Regierung Ordnung halten, wenn jeder ungewaschene

Knecht, jeder feuchtohrige Bube und Schafhirt reden, thun und treiben will, was er mag? Strenge thut noth, um ein kleines Hauswesen im Gange zu halten, wie soll eine Regierung Millionen von Menschen in Ordnung halten, wenn sie ihnen wie eine Schmeichelmutter allen Muthwillen läßt? Ordnung, Sitte, Wohlstand, Religion müssen zu Grunde gehen!"

Friedländer: „Dann leb' wohl, Moorgarden, ich seh', dich muß die Zeit bekehren."

Moorgarden erwiederte: „Gute Nacht! B'hüt Gott! Wir reden noch davon, wen von uns Beiden die Zeit bekehren soll."

---

28. Kapitel.

Gerüchte. Ein Fest. Ein Blick nach Westen.

Am folgenden Tage waren alle Gefangenen entlassen. Es konnte nicht fehlen, daß man dieses glückliche Begebniß dem Moorgarden zuschrieb, dessen Gang nach dem Oberamte man bald in der ganzen Gegend erfahren hatte. Daß er im Zorn dahin gegangen war, das gerade wurde nun zu Gunsten des Erfolges angesehen. Moorgarden stieg im Ansehen bei dem Volke. Eine gewisse Milde kam über sein ganzes

Wesen. Nur wenn er sagen hörte: „Wir werden wie Schulkinder im Zaume gehalten, es ist ein Schimpf und eine Schande, es muß anders werden“ dann erbleichte er und seine Lippen zuckten; er sprach oft und heftig von Ordnung, Zucht, Gehorsam und Religion.

Ein Gerücht, welches jetzt in Umlauf kam, verursachte unheimliche Bedenken. Es hieß: Se. Excellenz, der Herr Graf, sei keineswegs damals im Zorne nach Wien, als es hieß, er sei mit seinem Rathe schwer zerfallen. Im Gegentheil lebe Se. Excellenz seitdem gar froh und vertraut mit seinem Freund im Schloß; auch habe man sie schon mitsammen auf der Jagd gesehen. Zugleich wollte es Manchem wieder scheinen, als trete hie und da Rath Wilfing wenig anders, als von jeher in seinem Amte auf. Mancher besann sich nun auch, ob er nicht gar zu unbedachtsam unter Leuten gepoltert und Amtsehre gedroschen habe. . .

Indessen sah man eines Abends das gräfliche Schloß wieder einmal feenhaft beleuchtet. Gemächer, Säle, Corridore und Treppen schimmerten in einem Meere von Lichtern. Ein glänzendes Fest war im Zuge. Alles, was in einem weiten Umkreis eigentlich und uneigentlich vornehme Welt geheißen wurde, kam in dem schönsten Aufzug angefahren; man hatte ja den Glanz der Zeit begriffen und war schon ein-

mal Paris oder Wien gewohnt gewesen. Als das Concert des Festes eben begann, erhielt Rath Wilfing folgendes Billet:

„Darf man gratuliren, Herr Rath? Metternich soll wanken. Man soll zu Wien Stylübungen in Ministerlisten machen. Se. Excellenz soll auf der Liste des möglicher Weise zu verändernden Ministeriums stehen. Dann stehen Sie auf der Liste der Unterstaatssecretäre. Wie trefflich haben Sie manövrirt, Ihren Herrn in der öffentlichen Meinung geliebt oder nach Umständen gefürchtet zu machen! Sie spielten Tyrannei — und er kam, Sie zu demüthigen und dem Volke beizuspringen. Welch ein Mann, wenn Metternich wirklich weichen sollte und man vielversprechende Namen in einem neuen Ministerium haben will. Welch ein Mann aber auch, wenn es Zeit sein wird, Se. regierende Excellenz gefürchtet zu machen! Dann hat er nicht Ihrer Volksquälerei ein Ziel gesetzt, vielmehr sich bald eines Bessern überzeugt und Ihrem Treiben ernstlich Rechnung getragen; er hat Sie deßhalb vom gräflichen Rathe zum Rath im Kaiserministerium — degradirt. Man wird Sie wohl heute vergnügter sehen, als je zuvor? Es ist doch schön im Polizeistaat, daß der Beamte innerhalb der Treue gegen den Staat noch so umfassend sich selber treu und nützlich werden darf! Fahren Sie fort wie bisher, Herr Rath,

und Sie werden Ihr Ziel um so schneller — erfahren."

Das Billet war nicht unterzeichnet. Wilfing zog die Unterlippe durch die Zähne und zuckte die Schultern. Mit vergnügtem Lächeln kam er dann zur Gesellschaft zurück. Das Fest war glänzender als je eines im gräflichen Schlosse gesehen wurde. Es dauerte bis spät in die Nacht.

Es war dies die Nacht des 23. Februar 1848, jene verhängnißvolle Nacht, welche einer Erschütterung vorherging, die Europa im Westen urplötzlich fassend in Wirbel und Schwingungen versetzte, die nach Osten, Norden und Süden laufend, große und kleine Staatsgebäude niederwarfen und am 13. August 1849 bei Vilagos unter seltsamem Weinen der Lüfte im Sand ungarischer Erde verliefen. Es war die Nacht des 23. Februar eine stille, wundersame, hie und da mit dumpfen Träumen und Beengnissen des Herzens Menschen und Thiere beherrschende Nacht. Eine schwarze, nirgends durchbrochene Wolkendecke spannte sich unbeweglich über die gemeinsame nachtende Hälfte der Erde, damit kein Menschenauge, durch dieselbe dringend, erfahre, was über den Wolken im höchsten Rathe beschlossen werde. Eine große Fackel mit unsichtbarem Arme niederhaltend, prüfte der Weltgeist noch um Mitternacht den Boden Frankreichs, den er

am nächsten Morgen einer Umwälzung preisgeben wollte: Paris war in jener Nacht festlich beleuchtet. Boulevards und Straßen wimmelten von Menschen. Nach einem dumpfwogenden Tage voll drohender Rüstungen des Volkes gegen den König und des Königs gegen das Volk schien zwischen beiden in schweigendem Einverständnisse Halt gemacht zu werden, um den Kampf doch besser in ein großes Festspiel umzuwandeln. Aber so erscheint oft die Sonne an der Spitze einer Wetterwolke und brütet, während sie mit Lächeln Beruhigung und Segen niederstreut, den Blitz, den Donnerschlag, den Hagel. Paris schien heiter. Paris in seiner schaugetragenen Heiterkeit hatte sich, um wie ein geängstigtes Kind durch grelles Licht Gespenster zu verscheuchen, in ein Meer von Freudenlichtern eingetaucht und ahnte nicht, daß es dem Weltgeist nur als Fackel diente, um in stiller Mitternacht für den folgenden Tag den Kampfschauplatz zu prüfen. Wer kennt nicht die geheimnißvollen Versöhnungsmienen, welche eine Regierung und ein Volk zu zeigen wissen, wenn sie wie zwei kampfbereite Löwen einander gegenüber liegen; es ist Ehrlichkeit darin, sichtbarer Wunsch, es nicht aufs ungewisse Aeußerste zu treiben, es läßt die Sorgfalt sich draus lesen, durch keine unbestimmte Regung den Gegner unwillkürlich etwa doch herauszufordern; man versteckt die

Waffen, aber man behält die Waffen; allein hinter den Versöhnungsmienen steht die Wachsamkeit, regt sich die Sorge, lauert der Argwohn, wogt das Angedenken alter Leiden, wühlt der Unmuth über zugefügte tödtliche Beleidigungen, gährt der Haß und stellt die Rachewuth sich sprungbereit: ein leiser Anstoß und das Ungewitter zündet, betäubt, verheert. Der Anstoß, der das Februargewitter in Paris entladen machte, blieb nicht aus; Zufall oder Absicht entzündete auf den Boulevards den ersten unheilvollen Blitz, Paris erbebte vom Donner der Empörung — und ein zitternder König flüchtete unter Sturm und Hagel übers Meer. Und warum dieses Empörungsgewitter? Warum die Flucht eines Königs von dem Boden Frankreichs? Hatte doch Frankreich seine Einheit, war es doch angesehen und galt nach Außen etwas, und zu Hause waren die Rechte des Volkes nicht geringe. Warum nun dieses Ungewitter zu Paris? Eine Nation, die einmal ihre Souveränetät dahin geübt hat, daß sie sich ihren König selber setzte als obersten Beamten, dem sie ihre Rechte zu schützen und zu bewachen, nicht aber auszulegen und zu beschneiden übergab, eine solche Nation verträgt es nicht auf die Dauer, daß die Ehre, die Kraft, das Recht, der Wille der Nation herabgedrückt, getheilt, geschmälert, hintangesetzt werde: urplötzlich ist sie wieder da, die eigene

Allmacht in die Hand zu nehmen und dem Kronenträger ihren Posten aufzukünden. Louis Philipp schien den Juli 1830 vergessen zu haben, darum vergaß die Nation auch seiner. Frankreich wollte nach außen gelten — und nur eine fürstliche Familie sollte nach des Königs Willen gelten; die ganze Nation wollte mit dem Könige regieren — und siehe! der König wählte sich aus ihr ein Häuflein Treuer, die nur seinen Willen kannten, und mit diesen regierte der König das souveräne Frankreich. Man sah und bewunderte in Frankreich nur noch eine fürstliche Person mit einer treuen Garde, von einer Nation in Frankreich ging fast nur mehr ein Hörensagen. War das zu dulden? Es wurde eben nicht geduldet. . . Was sollte nun Deutschland sagen zu dem Ungewitter in Paris? Deutschland, das nicht einig und nicht frei war? Deutschland, das Beruf und Kraft in sich fühlte, gewaltiger zu sein als Frankreich und das zum Spotte der Welt mit einer Kinderrolle sich begnügen mußte dem lendenlahmen Dänemark gegenüber. Nach außen Ohnmacht, nach innen Unfreiheit — acht und dreißig Regierungen, die an der Einheit, an der Macht, am Ansehen, an den Rechten des deutschen Volks rissen, theilten, fetzten, schmälerten, unterdrückten. Vier und dreißig Häupter, die meistens schlechter dachten und strebten, als Louis

Philipp's Geist. War das zu dulden? Es wurde eben nicht geduldet. Das Pariser Ungewitter zog über den Rhein und ein Erdbeben war sein Wandergenosse. Wie Kartenhäuser stürzten die papiernen Staaten ein und die deutsche Nation griff sich souverän ihre Rechte aus den Trümmern... Und Oesterreich? Ja Oesterreich! Wie an einem Polterabende schoß ein Heer böser Geister aus den düsteren Winkeln dieses morschen Staatsgebäudes und wimmelte den Grenzen zu, um Thüren und Thore zuzuhalten vor dem Andrange des Rebellionsgewitters — allein Revolutionen dringen auch bekanntlich unterirdisch oder durch die Luft, wohin sie wollen. Was geschah, indeß sich Deutschland mächtig überall erhob?.. Maßregeln wurden vor der Hand versucht....

---

29. Kapitel.

Eine Maßregel. Halt!

Helle Märzmondnacht; vier Männer gehen ernsten Schrittes die Straße nach dem Rüdesheimer Walde zu. Es sind drei Häscher, welche einen Gefangenen nach dem Amte führen. Ein feierliches Schweigen lagert über den nächtlichen Wanderern und jeder von ihnen

scheint in eigener Weise ernstem Denken hingegeben. Sichtbar ist die ehrfurchtsvolle Rücksicht, mit welcher die Häscher den Gefangenen begleiten, aber auch bemerkenswerth ist die düster-stolze Majestät des von Körper riesigen Gefangenen, der in seinen Mantel gehüllt gedankenvoll und schweigend weiterschreitet, als merkte er kaum, daß er begleitet und gehütet werde. So geht kein schuldiger Gefangener, so geht die gefangene Unschuld. Es ist Moorgarden, den man hier gefangen nach dem Amte führt. Seine Schuld? Das gefahrvoll-drohende Wogen und Brausen des Völkersturmes an den Grenzen der kaiserlichen Lande und das bedenkliche Regen in der Hauptstadt selbst. Dem Volke soll an einem bedeutenden Manne die abschreckende Strafe gezeigt werden, bevor es sich zur Schuld erhitzen ließe gegen die Regierung. Moorgardens Gedanken? „Gut, gut; o Friedländer, vergib, ich habe sehend werden müssen!" Man erreicht den Wald. Die Bäume werfen Schattenwälle über die mondhelle Straße, als wollten sie den Häschern ihren Marsch verwehren und dem Gefangenen zur Flucht behilflich sein. Moorgarden denkt an keine Flucht. Wenn die, welche ihn so frech um eines nichtig-erlogenen Vorwandes willen verhaften ließen, nicht vor seinem Anblick fliehen: er denkt an keine Flucht. Nicht so ganz vertrauensvoll scheinen indeß die Häscher zu bleiben, als zwei ver-

hüllte Gestalten etwa dreißig Schritte vor ihnen über die Straße springen und im Gebüsch verschwinden. Sie wagen es nun so frei zu sein und den Gefangenen enger einzuschließen, der in Gedanken weiterschreitend weder die verhüllten Gestalten noch die bebende Vorsicht der Begleiter merkt. Erst als nach einer Weile im nahen Gehölz ein Händeklatschen, ein Halloh und der Ruf ertönt: „Faßt an, hängt sie an's Horn vom Mond, stecht, haut, drescht sie klein wie Haberstroh, die da, unsers Herrgotts Kommißbrodfresser!" wobei die Häscher blanke Waffe ziehen und — was? sich wie Löwen vertheidigen? nein: eine weise Flucht den Umständen angemessen achten (denn auch sie lieben ihre Fürsten): da steht Moorgarden erstaunt allein auf der Straße da und erwartet, wer ihm Aufschluß geben werde? Die zwei Gestalten treten aus dem Walde, Sie kommen zwar lebhaft auf Moorgarden zu, können aber eine gewisse Befangenheit nicht verbergen. „Moorgarden, ihr seid von diesen Galgenstricken losgehauen" sagt nun eine der Gestalten „macht euch linker Hand da durch den Wald, die Grenz' ist keine hundert Schritt' von hier, ihr seid los gekommen!" Moorgarden sieht nun jetzt erst ein, die Szene sei, ihn frei zu machen, aufgeführt worden. Da verfinstert sich sein Angesicht gewaltig, sein Auge glüht und zornige Erschütterung bewegt seine Stimme, da er spricht: „Wer

seid ihr? Herunter die Lappen von euerm Gesicht, ich will euch in's offene Aug' sehen und sagen, ihr habt da einen Freundesdienst verpfuscht, meinen Dank unter Wasser gesetzt. Wer hat euch hergeschickt, mir doppelte Ketten umzulegen?" Die zweite Gestalt sagt: „Moorgarden, ihr dürft nicht in den Thurm, lieber sollen die Amtslumpen kreuzweis zerrissen und eingestampft werden! Wir haben euch frei machen wollen, ihr seid frei, ihr dürft nur über die Grenz' hinüber und ihr seid befreit." Moorgarden: „Den Vorhang vom Gesicht! sag' ich. Wer seid ihr? Ich soll über die Grenze? in's blauweiße Polizeirevier hinüber? Daß sie hinterher sagen könnten, ich hätte Ursach', mein bös' Gewissen drüben sicher zu bringen? Daß sie zeitlebens mit Steckbriefen großthun könnten? Euere Lappen vom Gesicht! Ihr seid bezahlt! Ihr sollt mich vom Kaiserlichen in's Königliche vertreiben, daß sie mich eines schönen Tags vierfach geschlossen wie einen Räuberhauptmann auf dem Karren zurückliefern, eine rechte Betschwestertodesangstgeschichte als Exempel, wie es entsprungenen Rebellen am Ende doch noch geht. Hätt' ich frei sein wollen, ich wär's. Laßt mich euch in's Angesicht sehen." Die beiden Burschen nahmen die Verhüllung herunter, Moorgarden erkannte seinen Ober- und Unterknecht. „Wir haben es recht machen wollen, wir haben es aber

nicht recht gemacht" sagte betrübt der Oberknecht; „wir haben für euch thun müssen, was wir wolgemeint haben, jetzt sehen wir, es hat euch nur in Zorn getrieben." Aehnlich niedergeschlagen sprach der Unterknecht. Moorgarden sah die Burschen eine Weile schweigend an, sein düsteres Angesicht wurde nicht freundlicher, nur in seiner Stimme lag eine Mischung von Ernst und Rührung als er sprach: „Nein, ihr seid nicht bezahlt, ihr habt es gut gemeint; das aber ist auch Alles." Mit Strenge fügte er hinzu: „Jetzt heim; verliert kein Wort von dieser Sache, ihr hättet es zu büßen." Betrübt, die Augen schwer von Thränen, reichten die beiden Burschen ihrem Herrn die Hand und gingen schweigend weiter. Moorgarden aber schritt allein die Straße nach dem Amte weiter, bis sich die Häscher wieder um ihn sammelten. Der Eine hatte sich während der Unterredung Moorgardens mit seinen Knechten im nahen Straßengraben versteckt gehalten, seine feige Flucht hatte ihn um ein Geheimniß reicher gemacht, das für die armen Burschen von bemerkenswerthen Folgen werden sollte. Moorgarden that als wäre nichts geschehen. Sein finsteres Angesicht mochte ihnen nachdrücklich genug sagen, wie sehr er sie verachte, die Diener und Vollstrecker des willkürlichen Gesetzes, die ihrer bezahlten Treue so leicht den Rücken kehren. Moorgarden war mehr gerührt,

als er zeigte von der freiwilligen Treue seiner Burschen. Welches erquickliche Bild von aufopfernder Liebe gaben sie der belohnten Treulosigkeit der Häscher gegenüber. Der Mond sah bleich auf diese sonderbare Welt hernieder....

Im gräflichen Schlosse glänzten heute keine Freudenfeuer. Keine lachende Gästeschaar lärmte durch die Räume. Es war darin so stille wie um Mitternacht ein Dom, die Fensterläden waren geschlossen bis auf zwei des linken Flügels nach dem Garten. Es waren das die Fenster des schwarzen Kabinets, die in düsterer Beleuchtung glühten wie zwei entzündete schlaftrunkene Augen. Indem der Mond des Schlosses weiße Mauern grell beleuchtete glich es wol einem bleichen, wirr blickenden, hinbrütenden Haupte, in welchem zitternde Verbrechergedanken hin und wieder schreiten. Der Graf und sein Rath gingen lebhaft in halb dunklen Zimmern auf und nieder. Schlimme Zeichen waren geschehen, bedenkliche Nachrichten waren angekommen. In Böhmen, Ungarn, Italien stand es seltsam; Wien begann in geheimnißvollen Zuckungen den Machtstoß anzudeuten, der dem alten Staatsgebäude unerwartet schnell ein Ende machen sollte. Wie bei gewaltigen Erderschütterungen, während das Innere des Bodens kracht und berstet, die Schwingungen in leichtes Gläser- und Glockenklingen verlaufen, so fiebern prophetische

Nervenschütterungen durch die Völker und werden bei Kindern, Greisen, Frauen zuerst als leise Zeichen auf des Lebens Oberfläche kennbar, während in Gemüthern der Männer der volle Donner einer Staatserschütterung vernommen und der Abgrund sichtbar wird, der eine alte verderbliche Ordnung verschlingen soll. Schweigen, Zittern und Erblassen ist dann das Loos der Schuldigen, indeß der Patriot voll wogender Gedanken nicht Worte findet, um auszudrücken, was seine Augen leuchten macht und seine Wangen freudig färbt. Der Graf war gebeugt, indem er durch die Zimmer schritt; der gräfliche Rath war bleich und voll wüthender Entschlossenheit, im Bereiche seiner Wirksamkeit, und ginge Alles umher in Trümmer, Ruhe zu erhalten, die brennenden Köpfe in die bestehende Ordnung zu zwingen; er schäumte, als er von aufgehetztem Pöbel sprach. Der bleiche Mond besah sich schweigend zu jener Zeit noch viele solcher Menschen...

Am folgenden Morgen stand im Vorhof des Amtsgebäudes ein Mann in Bauerntracht und schien ein Zeichen zu erwarten, wohin er sich begeben sollte; zwei Häscher hatten in der Nähe auf einer Bank Platz genommen. Vier Stunden waren vorüber und der Mann in Bauerntracht durfte diese Stelle nicht verlassen. Diener und Schreiber flogen an ihm vorbei und keiner wollte sich um ihn bekümmern. Er sprach

auch keinen an, denn gegen Dienergnaden empörte sich der düstere Stolz in seinem Angesichte. Zum Glücke gab's den schönsten Märztag heute, den ein junger Frühling bringen kann: blauer Himmel, warmer Sonnenschein und Lerchentriller in den Lüften. Allein was nützt das Alles, wenn's in unsern Herzen trüb und schwül ist wie vor einem Ungewitter? Fast wär' es angenehmer für ein solches Herz, wenn's auch von außen Sturm und Regenguß und Ungewitter setzte. So mochte auch dem Mann in Bauerntracht zu Muthe sein, der im Vorhof des Amtsgebäudes stand; seine Stirne faltete sich düster und seine Wangen wechselten die Farbe von Minute zu Minute. Daß die zwei Knaben des gräflichen Rathes sich mit Armbrüsten auf eine vorspringende Mauer postirt hatten und mit Pfeilen nach ihm schossen, das merkte er bis jetzt nicht, denn es hatte ihn von den Pfeilen keiner noch getroffen. „Es ist nicht anders" sagte der Mann jetzt vor sich hin „ich bin zur Schau hier ausgestellt. Ich seh' die bleichen Gesichter oben hinter den Fenstern Ausguck nach mir halten wie nach einem Wunderthier — guckt zu! guckt zu! Ich will euch einmal weiter sagen, wer ich bin und wie's da hinter der Brüstung (auf das Herz deutend) aussieht." In diesem Augenblicke machte er eine heftig-schmerzhafte Bewegung, fuhr mit der rechten Hand nach dem Rücken, drehte

sich um und erblickte auf der vorspringenden Gartenmauer die beiden lachenden Knaben des gräflichen Rathes, von denen der ältere eben einen Pfeil losgedrückt hatte. Jubelnd rief der kleine Schütze aus: „Gott sei Dank, endlich habe ich dem dummen Bauern Eins aufgepelzt!" während der jüngere eben anlegte, schoß, aber fehlte. „Schade" sagte dieser seinem Bruder nachäffend „schade, ich hab' dem dummen Bauer noch Keins aufgepelzt; aber jetzt will ich ihn treffen!" Beide spannten ihre Armbrust wieder und legten neue Pfeile ein. „Den mag der Vater gewiß nicht leiden" sagte der Aeltere wieder „ich hab' ihn schon in aller Frühe vor der Kanzlei herumlungern sehen, und kein Mensch hat ihm Gehör gegeben und jetzt ist der dumme Bauer noch da!" Und wieder schwirrten zwei Pfeile durch die Luft, sie trafen aber nicht. Dem Mann in Bauernkleidern war's in diesem Augenblicke, als hebe sich der Boden unter seinen Füßen, als drehe sich das Amtsgebäude, das Firmament im Kreise. Hören und Sehen verging ihm. Er suchte sich mit der einen Hand an einem Gitterstab zu halten, mit der andern preßte er sein Herz zusammen, das zu zerspringen drohte. Ein grauenhaftes Gewimmel von Gedanken ging in seinem Busen durcheinander, Zorn trieb dunkle Röthe in sein Angesicht und ein wildes Toben von Empfindungen kochte auf und nieder in

seiner Brust. Aber nicht der herzlose Leichtsinn zweier Knaben war es, der einen Mann in diese Wallung stürzen konnte, die Wallung war schon da, nur unscheinbar und tiefgehend wie stille Meeresströmung. Was dem Knabenschießen vorherging, was der Mann seit mehreren Stunden sehen und dulden mußte, das war's, wodurch die Wallung mählig rege wurde, schwoll und endlich beim Anblick der zielenden Knaben Sinn und Besinnung überströmte. Aber wie der tollste Aufruhr stets bemeistert wird, wenn ihn ein starker Geist zu zügeln hat, so geht es auch mit unsern Herzensstürmen: oft ein kaum bemerkter Umstand, ein flüchtiger Gedanke bringen es dahin, daß wir uns fassen, plötzlich wieder aufrecht stehen, die ganze Haltung eines Mannes wieder gewinnen. Aehnliches geschah mit unserm Mann in Bauerntracht. Nach wenigen Minuten stand er wieder aufrecht da wie Jemand, den kaum Etwas erschüttert hat, sein Auge allein loderte von düster-glühendem Feuer. Nennen wir des Mannes Namen? Es war Moorgarden; derselbe, den das Amt vor Kurzem noch als Liebling großgezogen und mit Ehren überhäuft hat. Die fortschreitende Revolution in den deutschen Nachbarstaaten und in Oesterreich die drohende Gährung sollten derlei Maßregeln von Bedeutung nöthig machen. Nimmt man Einen bedeutenden Mann beim Kopf, so werden

hundert gewöhnliche Verhaftungen überflüssig. Der Vorwand? Um den waren Polizeibehörden nie verlegen. Moorgarden sollte sich vor Kurzem geäußert haben: „Zeit wär's, daß Manches anders würde und einmal wolle er auch ein Wort reden, über Se. Majestät den Kaiser noch hinaus." Um eilf Uhr Vormittags wurde Moorgarden in ein Gefängniß geführt. Es war eine kleine Zelle mit einer Steinsäule, an welche eine Bank befestigt war. Moorgarden lächelte als er eintrat; seine riesige Gestalt konnte kaum aufrecht stehen. Es kam ihm der enge Raum wie ein unmäßig enges Kleid vor, das von selber springt, wenn es angezogen wird. Er fühlte Etwas wie Simson im Tempel in seinen Armen — sollte er die Säule fassen und sich und seine Feinde begraben? „Es wäre schade" dachte er „wenn ich mich um eine Neuigkeit bringen wollte. Ich will zusehen, was man noch treiben will. Ist die Frechheit los, so spuck' sie sich gleich recht in die Faust." In Moorgarden's Augen mußte Etwas von den Blicken jenes Römers glühen, vor dem der Sklave mit dem Mordbeil floh, weil er den Blitz des Auges nicht ertragen konnte. Auch Moorgarden's Gefängnißwärter eilte angstvoll aus der Zelle fort . . .

Zwei Tage nachher wurden auch seine zwei Knechte abgeholt und unter's Militär gesteckt; man wußte

lange nicht, wohin sie gebracht worden waren, auch ließen sie lange Nichts von sich hören. Natürlich fehlte es hinterher nicht an verwarnenden Gerüchten: die Bursche hätten des verbrecherischen Versuchs der Befreiung ihres Herrn wegen diese „Strafe" zu erdulden.

---

30. Kapitel.

Ein Blick in's Herz des Kaiserstaates.

Aus Wien vermehrten sich die beunruhigenden Berichte. Der Sekretär des Grafen meldete seine Beobachtungen Post für Post.

„Die Stadt ist sehr bewegt und innerlich gewiß noch mehr als sie erscheint" lautete der letzte Brief des Sekretärs: „Es ist kein Zweifel, daß die Dinge drohend werden. Nicht als ob sie diese Gestalt schon hätten, sondern gerade weil sie friedlich scheinen, sind sie um so drohender. Auf den Straßen, in Gast- und Kaffeehäusern braust's von laut gelesenen Zeitungen und von unverholenen Worten und Wünschen; Adressen, die in Einem Athem mehr verlangen als gewährt werden kann, liegen aller Orten auf; Alles drängt sich zu. Die Unbesonnenen! Die Regierung hat die Schwäche gezeigt, Wünsche hören zu wollen,

nun brausen sie wie ein Weltmeer heran; aber auch welch ein Fehler der Regierung! Heute will sie Wünsche hören, morgen muß sie sie hören, übermorgen überraschen sie Forderungen, die zuletzt Befehle werden. Ueberraschung macht's. Ich fürchte schwere Folgen. Eine monarchische Regierung, die aus Ueberraschung und Schwäche dem Volke die Hand reicht, reicht sie zu weit und kann sie nicht wieder zurückzieh'n, ohne die Hand des Volkes abzuhauen. Eine Salve hat Louis Philipp vom Throne gestürzt, ein Dutzend Salven hätten seinen Thron befestigt. Mir scheint, man überlegt das oben und nur bis man sich zur Energie entschließt, ist der Regierung die Schwäche passirt. Wie ich höre, ist der „Fürst" *) der Meinung: die Mäuler werden im rechten Augenblicke gestopft, ob sie fünf Minuten gebrüllt oder immer geschwiegen haben. Nach dem ersten Kanonenschuß, soll er gesagt haben, wollen wir fragen, wie hoch sich ihre Wünsche noch versteigen? Indessen wankt der Fürst. Seine Feinde sind oben wie unten. Muß er jetzt seinen oberen Feinden fallen, dann erhitzt man die Phantasie des Volkes als habe es die Heldenthat mit eigner Hand gethan und mit der meist gefürchteten Persönlichkeit des Systems muß auch das System zu Falle kommen.

*) Metternich.

Die ihn vom Platze drängen, täuschen sich, wenn sie meinen, mit wenigen Opfern seine Stelle einzunehmen: sie werden ohnmächtiger über ihm oder mächtiger unter ihm postirt werden. Leider muß das Ungeheuer der Bewegung wachsen, während oben Alles in Sorge und Zwiespalt schwankt. Die verdammenswerthe Schwäche, mit welcher die Regierungen in Frankreich und aller Orten in Deutschland, mit dem Bundestag an der Spitze, mit wahrer Ueberstürzung nachgegeben haben, entzog uns den nothwendigen Damm, hinter dem wir Zeit zur Fassung finden konnten. Jetzt ist der Strom der Bewegung über Nacht da, spielt bis an die Stufen des Thrones, macht allerdings, nachdem es einmal so weit ist, ein augenblickliches Zustimmungslächeln der Regierung unerläßlich, bis sie ihre Position gefaßt hat. In diesem Sinne ist es klug und nothwendig zugleich, daß sich Prinzen des Hauses mit gewinnendem Wohlwollen gerade mitten in die Bewegung stellen und loyalen Schimmer auf die ungeschlachte Gährung leiten. Ist der unbeugsame Wille hinter ihnen fertig, dann treten sie mit dem Kranze der Popularität geziert aus dem Tumulte und bedauern, mit der Liebe und den Bitten des Volkes in der Hand, nicht stärker zu sein als die Regierung ihres Hauses. In diesem Sinne muß es denn auch verstanden sein, wenn gestern Se.

kais. Hoheit, Erzherzog Franz Karl geradezu selbst vom niederösterreichischen Gewerbeverein den ungemessensten Vortrag anzuhören und eine Adresse voll revolutionären Inhalts hinzunehmen sich entschlossen. Leise mahnend sagte Se. kaiserliche Hoheit: „dafür hoffe er, Haus Habsburg werde in stürmischen Zeiten auf die Ergebenheit der Wiener rechnen können.“ Erzherzog Johann ist besonders thätig; er öffnet Thür und Thor der Kaiserburg und läßt die Bitten einzeln ein zu Sr. Majestät, um sie beruhigt einzeln wieder fortzuschicken, statt sie ungehört zu drohender Versammlung wachsen und schwellen zu lassen. So muß es in diesem Augenblicke eine wohl zu nützende Vorkehrung werden, in allen Theilen der Monarchie hohe Lieblinge zur Entgegennahme der tollen Wünsche voranzustellen, denn herzliche Zureden und Zeit beschwichtigen das kurzathmige Volk am Ende leichter als es scheint. Das ganze Schicksal der Monarchie hängt jetzt von Wien ab. Ungarn, Italien, Böhmen, Polen haben ihren Bogen gespannt und zielen alle mitten nach der Brust der Monarchie des Hauses Habsburg; Wien soll den Pfeil losdrücken, an Wien hängt Alles; schon fiebert es halb Vorsatz und halb Leichtsinn; Deutschland hat ihm vollends den Kopf erhitzt, schon hebt es den Finger: Ungarn, Italien, Böhmen, Polen drängen, reiben, stoßen, daß es drücke; gelänge

das, nun dann vorüber alle Ordnung, ich seh' ein Chaos ohne Gleichen. Darum ist auf Wien jetzt alle Vorsicht zu vereinigen. Mit dem festen Vorsatz, nichts zu bewilligen, weil es ungestüm gewünscht wird, muß die Regierung jetzt die Miene zeigen, daß sie Alles mit dem Volk gemeinsam wolle. So wird Zeit gewonnen; so wird das Allergefährlichste vermieden: daß Wien das Zeichen einer allgemeinen gleichzeitigen Bewegung der Provinzen gebe, denn diese einzeln wagen nicht das Aeußerste und wagen sie's, dann sind sie einzeln leicht besiegbar. Sollte Wien, wovon ich weit entfernt bin die Vermessenheit so nah zu glauben, sollte Wien sich nicht so leicht bescheiden wollen: dann auf einmal hingestreckt die kleinen wie die großen Wünsche der erhitzten Masse — sie sind nur Träume „die aus dem Bauche kommen." Dieses Beispiel schnell und ohne Schonung hingestellt, wird heilsam weithin auf die lüsternen Provinzen wirken. Fast möchte man die schnelle Operation hier wünschen, um eine Riesenkur in den Provinzen zu verhindern. Von den bessern Bürgern fürcht' ich wenig, sie waren einst so glücklich, ihre pia desideria verboten gedruckt zu lesen, die sind bald glücklich, sie nun offen sagen und mit ihren Unterschriften freiestens bei Hofe präsentiren zu dürfen. Mehr besorge ich vom Kleinbürgerthum der vierunddreißig Vorstädte, mehr noch fürchte ich die große

Zahl der Arbeiter, von denen man bereits mit Sorgen spricht, daß sie von dunklen Glückseligkeitssentenzen aus Paris genossen hätten und in Bewegung kämen. Am allermeisten drohend scheint indeß die Kunde, daß die Universität in Bewegung sei, Adressen für sich berathe, Schritte für sich beschließe. Hier wäre aller Sturm der Jugend in gefährlicher Verbindung mindestens mit soviel Geist als nöthig ist, um der Bewegung Sinn und Glanz und Richtung zu geben; in ihren Händen die erhitzte Masse der Vorstadtbürger und Proletarier — ich hoffe, es wird umgangen werden können."

Rath Wilfing wüthete.

„Dahin wäre man gekommen" rief er „das sollte sich die Monarchie ungestraft gefallen lassen! Ich habe es immer gesagt, das könne nie gut enden, wenn man fortfahre, der Presse Raum zu frecher Umwühlung aller Regierungsautorität zu lassen, dem anschwellenden Schreibervolke durch so rücksichtsvolle Strafen ein schimmerndes Märtyrerthum zu bereiten, den Geist des Widerspruches auch nur halb laut auf der Zunge eines hoch- oder niedrigstehenden Unterthans zu dulden. Ist nicht der Wahn einer leichtfertigen Freigeisterei bis in die sonst so gehorsamen Stände, ja bis in den Schooß des Ministeriums gedrungen? Hat man den Fürsten nicht gehemmt, wo

man konnte? Er wollte die Monarchie und wollte sie ganz. Ganz ist sie gehaßt, aber stark. Offenbare unerbittliche Strenge ist ihr Zeichen. Sie hat keine Schwäche auch gegen den Freund. Thut er seine Pflicht, so hat er gethan, was er mußte. Jede Zärtlichkeit ist Schwäche und verweichlicht die eigenen Wächter und macht sie sorglos. Der Diener des Staates muß in Kämpfen ergrauen, in Frost und Hitze erstarken. Instruktionen von oben machen's nicht aus. Der Dienst des Beamten der Monarchie muß Studium, Gottesdienst sein; rastlos in seinem Eifer. Wenn Alles ruht, muß die Monarchie wachen und beten. Sie muß den Feind, eh' er seine Gesellschaft mehrt, zum Zusammenstoß verleiten und einzeln vernichten, eh' er gemeinsam gefährlich wird. Hält der Feind klug zurück, so sei er umstellt, daß er sich ja nie rege oder entschlüpfe. So ist der Kampf ein Spiel, soll er kein gefährliches Wagniß werden. Die Monarchie will von Zeit zu Zeit ihr warnendes Exempel. Seit in Oesterreich die Kerkerwände über die monarchische Humanität sich verwundern, ist der Volksgeist in steigender Gährung und wir sehen, wo wir angekommen sind. Die Monarchie darf keine Sekunde ihre Natur verläugnen oder verbergen, sonst gibt sie Träumen und Theorien Raum, die sie untergraben. Ist sie nicht stetig in einzelnen Wider-

sprüchen strafend, so ist sie später gezwungen, Gerichte voll grauenvoller Schrecken hereinbrechen zu lassen, wobei ihre eigenen Grundvesten beben. Was Volksgunst! Die macht einer starken Regierung weder kalt noch warm. Volkskraft, Volkswillen! Das ist ein anderes Wort. Die hat jede Regierung und mehr braucht sie nicht. Die Monarchie muß auf sichtbaren, ehernen Säulen der Gewalt ruhen, baumwollene Postamente der Humanität und der Volksgunst taugen nichts. Die Faust und das Geld des Volkes hat man, sein Geschrei braucht man nicht. Die römische Kirche verstand einst ihr Regiment. Die hat ihre Diener herausgeschält aus der menschlichen Gesellschaft, hat ihr das Haupt geschoren, hat sie in abenteuerlich Gewand gesteckt, in geistliche Kasernen abgesperrt, durch Dogmen wüthend gemacht und sie nun als Streiter Gottes gegen das Menschengeschlecht losgelassen: das hat gewirkt und eine Dauer gebracht. Die Monarchie hat vom Kirchenregiment gelernt, aber immer nicht genug. Auch sie muß ihre Diener herausschälen wie ihre Priester, sie in kennbare Tracht stecken, sie zu fanatischen Verfechtern der Monarchie heranbilden. So wären wir nicht, wo wir sind. Einige Mäuler zwischen vier Mauern zu guter Zeit stumm gemacht, und die Stände in Niederösterreich, in Steiermark und Böhmen hätten nicht von gleicher Besteuerung, von

Rechenschaften verwendeter Gelder, von Censurbeseitigung, von Vertretung des vierten Standes vor einem Jahre zu reden gewagt. Und erst diese neuesten Szenen rund herum! Ist die Regierung im Schauspielhaus, daß sie in Italien nicht schnell und gewaltsam zwischen diese Lärmszenen tritt? Warum ist dieser hochverrätherische Reichstag in Ungarn noch beisammen, Wien so nahe, in dieser Vorstadt Preßburg, daß ja jeder Revolutionslaut daraus mit der Lärmtrommel nach der Residenz dringe und den Schwindel und Wahnsinn der Wiener vollkommen mache? Man wollte ihn heimschicken — und er tagt noch; man wollte den böhmischen Ständen das Steuerverwilligungsrecht nehmen — und sie durften es behalten; man will die Monarchie auf eigene Füße stellen — und beruft im Augenblicke des Beweises die niederösterreichischen Stände ein, um an ihnen eine Stütze gegen den Zorn des Volkes zu haben. Besteht da noch eine Monarchie? eine Regierung? Was! Metternich soll wanken? Nein, er ist gefallen, wenn sein Gericht nicht binnen vierundzwanzig Stunden dieser frechen Anarchie ein Ende macht! Doch bin ich überzeugt, er wird's. Er wird die Schreier stumm zu machen, die Bürger heimzujagen und der dreisten Jugend ihre Büberei zu vertreiben wissen. Deß

bin ich ganz gewiß und das Werk wird leichter werden, als es scheint."

Die Post hatte zugleich von einer sehr hoch stehenden Person einige vertrauliche Zeilen gebracht, die dem Grafen bedeuteten, daß er wol thun würde, sich ohne Verweilen in der Nähe des Hofes zu zeigen, indem bei der Erwägung aller Eventualitäten sein Name zu wiederholten Malen genannt und sein Verweilen in der Ferne bei so bedenklichen Verhältnissen nicht ganz liebsam vermerkt worden sei.

Rath Wilfing glaubte sich diesem Rufe entschieden widersetzen zu sollen.

„Excellenz" rief er „das ist Ihre Zeit noch nicht, Sie können bei so schwankenden Umständen mit Ihrem Namen, mit Ihren Grundsätzen nicht experimentiren lassen. Entweder das System, wie es ist, behauptet sich, oder es unterliegt. Bleibt es Sieger, dann müssen die Personen des Systems um jeden Preis auf ihrem Posten bleiben als sichtbare Repräsentanten, als nachhaltige Schrecken; denn der revolutionslüsterne Frevel am System muß gezüchtigt werden bis in's zehnte Glied. Unterliegt aber das System, dann, Excellenz, geht der Sturm über Ihren Namen und über Ihre Grundsätze weit hinweg und nach langem Chaos seh' ich die eiserne Rückkehr der Monarchie wieder einen festen Boden betreten, wo ein Ministerium

Ihres Sinnes Fuß zu fassen sich entschließen kann. Sie sollen weder der bloße Dolch des behaupteten Systems noch der Eintagsliebling eines kurzen Völkertaumels werden. Sie sollen regieren mit dem System, aber consequenter, fester, klarer, unwiderstehlicher als die Gründer des Systems."

Nichts desto weniger hatte der Rath in der folgenden Nacht eine vertrauliche Unterredung mit „seinen Männern aus dem Volke" wobei er ihnen die höchst „bedeutungsvolle" und für sie höchst „erfreuliche" Nachricht im Vertrauen mittheilte, daß Se. Excellenz, der Herr Graf, von Sr. Majestät, dem allergnädigsten Kaiser, zum Minister ernannt worden sei. Diejenigen, meinte er nun, könnten frohen Muthes sein, welche vor einiger Zeit sich „musterhaft" bewiesen hätten und sich fortan auch musterhaft beweisen würden. Denn daß Se. Excellenz ein sorgsames Auge von seinem hohen Posten herab auf seine Güter-Unterthanen werfen werde, könnten sie nur zuversichtlich glauben. Wol nun Denen, welche eine folgenreiche Bitte auf dem Herzen hätten, einen Sohn studieren ließen oder dann und wann ein Söhnlein von der Militärpflicht gerne ledig wüßten!...

In jener Nacht wurde noch mancher Hausvater an's Kammerfenster gerufen und diese Nachricht voll

geheimnißvollen Nachdrucks mitgetheilt. Manche Seele bebte und wankte. . .

Andern Tages war an allen Amtsgebäuden und Kirchenthüren folgende Ansprache der kaiserlichen Regierung zu lesen.

---

31. Kapitel.

Im Namen Sr. Majestät des Kaisers.

„Im Angesichte der wichtigen Begebenheit der jüngst verflossenen Zeit finden Se. Majestät der Kaiser Sich verpflichtet, Sich über Ihre Stellung zu dem, was geschehen ist und was nach den Rathschlüssen der Vorsehung die Zukunft bringen mag, offen auszusprechen. Seine Majestät erwarten, daß Ihre Worte irrige Begriffe berichtigen und Mißdeutungen vorbeugen werden, welche unnöthige Besorgnisse erregen könnten. Die Regierungsveränderung, welche in Frankreich vor sich gegangen ist, betrachtet Seine Majestät als eine innere Angelegenheit jenes Landes. Oesterreich ist fern von jeder Absicht, mittelbar oder unmittelbar auf die dortigen Verhältnisse einzuwirken. Seine Majestät der Kaiser erkennt es für seine Pflicht, innerhalb Seiner Länder die Institutionen des Staates und das

Recht zu schützen und die Wohlfahrt der Ihm anvertrauten Völker zu befördern. Diese Verpflichtung wird Er auch in der gegenwärtigen politischen Lage der Welt in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen wissen. Sollten jedoch wider Erwarten die bestehenden europäischen Verträge verletzt oder die Grenzen entweder der eigenen Staaten oder die des deutschen Bundes feindlich bedroht werden, so wird Seine Majestät der Kaiser mit allen von der Vorsehung Ihm verliehenen Mitteln einen solchen Friedensbruch zurückweisen. Es ist der Wille Seiner Majestät, in diesem ernsten Zeitpunkte dafür kräftigst zu sorgen, daß Oesterreich sich nach innen stark, nach außen gesichert und geachtet fühle. Seine Majestät werden aber auch eben so ernstlich darüber wachen, daß keine Bestrebungen zum Umsturze der rechtlichen Ordnung stattfinden, die Sein von Gott gesegnetes Reich in einen Zustand von Zerrüttung versetzen könnten, der es als leichte Beute den Angriffen des Feindes überliefern würde. Für diese allein dem Wohle Seiner Unterthanen gewidmeten Zwecke zählt Seine Majestät der Kaiser auf das Vertrauen und die kräftige Mitwirkung der getreuen Stände Seiner Reiche, sowie aller Klassen Seiner Unterthanen, denen die Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung am Herzen liegt und die sich die Fähigkeit bewahrt haben, inmitten einer vielbewegten

Zeit die Folgen zu ermessen, zu denen der entgegengesetzte Weg unausbleiblich führen würde."

---

32. Kapitel.

Die Erklärungen. Eine Verklärung.

Rath Wilfing versäumte nicht, diese Sprache der Regierung ganz gehörig auszubeuten.

Er ließ eine Amtsansprache daneben heften, welche mit zehn Fingern auf den unvermeidlichen Krieg mit Frankreich deutete und welche zugleich alle Schrecken der Franzosenkriege lebhaft in das Gedächtniß des Volkes zurückrief. Bestürzt begab man sich zum Friedländer, dem Freund des Volkes und Rathgeber in der Noth. Der Friedländer schien nichts weniger als auch bestürzt; er lächelte, war sehr vergnügt aussehend, sprach lange halb zerstreut halb scherzend über Das und Jenes, bis er heiter inne haltend sich mitten unter die Versammelten begab, hinsaß und sprach:

„Als neulich die Nachricht über den Rhein kam, die Franzosen haben ihren König Ludwig Philipp und sein ganzes königliches Haus verjagt, da schoß ein schwäbischer Bauer ganz teufelstoll durch das Haus, rief Weib und Kind und Knecht und Magd zusammen,

sagte: Packt ein, was ihr noch zusammenfangen könnt, der Franzos ist an zehn Punkten über den Rhein, wir müssen fort, im finstersten Wald sind wir kaum mehr sicher! Gesagt, gethan; der gute Schwabe hatte noch die erste französische Revolution in den Gliedern, wo Frankreich auf einmal wie ein Pulverfaß zersprang und vierzehn Armeen zu gleicher Zeit über seine Grenzen schüttete. Er eilte also über Hals und Kopf dem tiefsten Schwarzwalde zu und blieb mit all den Seinen acht Tage dort verborgen; immer und immer horchte er, wann der erste „Karnonenschuß“ fallen werde, aber vergebens horchte er, die Lebensmittel waren aufgezehrt und immer war noch kein „Karnonenschuß“ gefallen. Jetzt dachte er: So ist der Franzose diesmal wo anders durchgebrochen, etwa gar über's Meer und wird uns erst später beehren. Mit banger Seele kehrte er heim; hörte aber zu Hause, Frankreich sei ganz ruhig und lebe ohne König ganz gemüthlich weiter; anstatt Armeen, hieß es, schickt Frankreich die besten Worte in die Welt, lasse das nachbarliche Deutschland, den Kaiser von Oesterreich, und die Königin von England schönstens grüßen und denke gar nicht daran, jetzt Krieg zu führen. Dem Bauer verschlägts die Rede, als er dieses hört, und — Nein, ruft er, Frankreich ohne König und kein Krieg, was ist das für eine Welt? Wo sind die guten alten Zeiten? Da

gesellt sich ein Herr zu ihm und erklärt ihm diese Dinge. Lieber Freund, sagt er, als die Franzosen in der ersten Revolution ihren König hin und herschleppten, absetzten und wieder einsetzten, vor Gericht zogen und endlich gar enthaupteten, da waren sie erst gereizt worden, weil sie eine erbärmliche Regierung in's Elend gebracht hatte, noch mehr aber, weil sie der König, obwol er ein guter Mann war, trotz dem Elend immer und immer wieder hinter's Licht führen wollte. Noch toller sind hierauf die Franzosen geworden, als sich der Adel und die Geistlichkeit gegen das ärmere Volk verschwor, anstatt von ihren sündigen Vorrechten gutwillig abzulassen und gemeinsame Sache mit der ganzen Nation zu machen. Als aber zu guter Letzt von allen Seiten fremde Potentaten gegen Frankreich angerückt kamen — da half Nichts mehr, als daß ganz Frankreich Soldat wurde, wie ein Pulverfaß auseinander sprang und bis Moskau hinein seine Armeen warf. Heut zu Tage ist es ganz anders, fuhr der Fremde fort, dem Franzosen ist es nicht gar so schlimm ergangen unter ihrem König Ludwig Philipp, aber der König ist nicht ehrlich mit den Franzosen umgegangen, er hat ihr Ansehen und ihre Ehre vor allen Völkern der Erde preisgegeben — und der Franzose hält was darauf, daß er Franzos ist und geachtet dasteht in der Welt! Ferner hätte er gerne

die Franzosen eingeschläfert, daß sie nicht sehen sollten, was er noch für Schelmenstücklein mit ihnen vorhabe, er hat sie in Genüsse und Schulden stürzen helfen — bis es zu viel geworden ist; da ist Paris plötzlich wieder ein Pulverfaß geworden, aber eines, das nur seinen eidbrüchigen König in die Luft gesprengt hat. Kaum war der König in die Luft gesprengt (er ist erst in England wieder zu Boden gefallen) so haben sich Volk, Adel und Geistlichkeit die Hand gegeben und gesagt: Wir wollen diesmal nicht wieder solche Kardinalesel sein und uns anfeinden; fort mit den verrätherischen Fürsten, Friede mit den Völkern, Friede ist die Hauptsache; laßt uns ohne König regieren! Und ist's bis Dato gut gegangen....

„Das hat der Fremde jenem schwäbischen Bauer gesagt uud ich sag's euch wieder. Freunde, Nachbarn! Merkt euch dieses. Wer sich vor den Franzosen fürchtet und zu fürchten hat, das sind die Fürsten und nicht die Völker. Wer daher bei jeder Gelegenheit die Lärmtrommel gegen die Franzosen rührt, das sind wieder die Fürsten und nicht die Völker. Fürsten kann man absetzen und verjagen, aber nicht die Völker. Kämen die Franzosen wirklich über den Rhein, was könnte das zur Folge haben? Den gänzlichen Sturz der Fürsten. Wenn aber in Deutschland die Fürsten beseitigt sind, dann gibt es ein wahres einiges Deutsch-

land; ein einiges Deutschland aber ist mächtiger als Frankreich und würde über kurz oder lang die Franzosen wieder zurückweisen über den Rhein. Noch Eines, Freunde, Nachbarn! Wenn ihr recht genau Acht geben wollt, so werdet ihr merken, daß die Regierungen richtig immer die Lärmtrommel gegen die Franzosen rühren, so oft die Völker bittend oder drohend vor die Fürsten treten, um ihre Rechte, die man ihnen vorenthält, herauszufordern. Dann heißt es immer: Wol, von Herzen gern, o theure Unterthanen, sollt ihr eure Rechte haben, nur jetzt, in diesem verhängnißvollen Augenblicke nicht; denn seht ihr nicht, daß die Franzosen wieder kommen wollen, zu halben Millionen an dem Rheine stehen, Recht und Ordnung gänzlich stürzen wollen? Schaart euch lieber fest um eure Fürsten, helft und rettet sie, dann werden sie auch euch zu retten wissen. Auf das hin sind bisher die Deutschen immer heim, sind abgestanden von ihren Bitten und Rechten, bis der Lärm verlaufen war; da war es aber zu spät geworden, seine Bitten und Forderungen wieder anzubringen, die Fürsten hatten sich erholt und sagten: da es nun wieder ruhig ist, so soll's mit Gottes und Christi Hülf auch ferner ruhig bleiben; Völker, danket Gott, daß ihr die Freiheit wieder habt, denn ihr seid von den Franzosen glücklich verschonet

blieben — von Recht und Freiheit der Völker wußten sie nichts mehr!"

Die Versammelten nickten Beifall; eine Stimme rief: „Das hat sich als von Zeit zu Zeit so zugetragen."

Friedländer, den der Ernst des Gegenstandes tiefer faßte, fuhr fort: „Das soll nun auch sein Ende haben. Freunde, Nachbarn! Es hilft Nichts mehr, die alten Mittel sind verbraucht, die Völker lassen sich nicht mehr blenden und am Narrenseile führen. Was Franzosen! heißt's; daheim gibt's aufzuräumen. Da, warum sind unsere Schulen so ärmlich, unsere Beamten so übermüthig, unsere Prozesse so schlecht geführt, unsere Geistlichkeit nicht besser gehütet? Warum ernähren wir so viel Herrenvolk und Polizei und Soldaten, wenn sie nichts besseres sollen, als uns den Beutel aus dem Sack und den Rock vom Leibe zu reißen? Ist denn unser Staat nur der finstere Schlund eines Ungeheuers, in den man jährlich hundertsiebzig Millionen Schweißgulden des Volkes und zehn neue Millionen gefräßiger Gulden Staatsschuld wirft, um einen glänzenden Hofstaat, dreimalhunderttausend geputzte Soldaten, eine halbe Million Beamte und eine Armee niederträchtiger Subjekte der Spionage an's Licht zu setzen? Was Franzosen! Unsere Geduld und unser Wol ist abgegras't. Der Druck, der Unsinn,

die Rechtlosigkeit müssen ein Ende haben. Alle sollen von nun an geben und helfen, damit Allen geholfen werde! Und — Freunde, Nachbarn! Ich kann euch mit bewegter Seele melden, daß es wol im Gange ist. Wien hat angefangen; ich habe Nachricht, daß es guten Fortgang hat. Geht heim und rüstet und prüfet euer Herz und reinigt sonntäglich eure Gefühle. Ein heiliger Gast kann stündlich unser Land betreten, es ist ein dreimal heiliger Gast, ein Engel Gottes, der auf Erden niedersteigt, Blumen der Freude und des Wolseins dringen aus der Erde, wo er hin tritt, Verklärung erfaßt die Herzen, wo er sich zeigt, die Wahrheit siegt, wo er sich hören läßt, er öffnet den Menschen das Thor zum irdischen Glück und läßt die Himmelsdecke hinter sich offen, daß der Mensch mit Gott von Angesicht zu Angesicht verkehre. Freiheit, heißt der Engelsgast, Freiheit, Freiheit! O ihr habt sie nie gesehen. Wer sie kennt, der betet zu ihr, so lange er lebt; wer sie verlor, der beweint mit heißen Thränen den Verlust und ruhet nimmer, sie wieder zu gewinnen; wer sie aber kennt und hofft, sie zu gewinnen, Dem will's die Seele vor Jubel und Begeisterung sprengen und nicht warten kann er, bis sie ihm erscheint!"

Friedländer hatte sich erhoben; in Begeisterung erbebte sein ganzes Wesen. Er schritt einige Male

durch das Zimmer und schien voll wogender Gedanken der versammelten Männer umher zu vergessen. An's offene Fenster tretend blickte er schweigend hinaus in die junge drängende und treibende Natur und sah im Geiste die Völker ähnlich aus dem Winterschlafe in Saft und Thatkraft treten. Lerchensang erfüllte die heitere Märzluft, Finken schlugen auf den Bäumen, es knospete in den Gärten, großes Leben und Bewegen im Freien, Thätigkeit in Baumschulen und auf den Feldern, Bienenstöcke geöffnet und beschnitten, Aprikosen und Märzlilien in Blüthe, duftige Veilchen im Grase, spielende Kinderschaaren allüberall, die sich freuen und sonnen —

„Und wenn es also blüht und duftet, singt und treibt im Menschenherzen" sagte der Friedländer, in den Anblick versunken: „wenn die Tugend glänzt wie dort die helle Frühlingssonne und die Vernunft die Gärtnerin sein darf in den Pflanzschulen unserer Kinder; wenn der Landmann hinausgehet und säet und ärndtet für sich, wenn der Arbeiter die Früchte seines Fleißes in verdientem Maße genießt; wenn das Verbrechen im Purpur wie im Bettlerkleide gestraft wird, Fürstenkrieg keine Länder mehr verwüstet, sondern das Schwert der Gerechtigkeit schnell das schuldige Haupt auf dem Throne wie in der Hütte des Armen trifft; wenn die Erde zum Garten geworden und Liebe die

Welt beherrscht: dann wisset, daß die Zeit gekommen ist, wo die Freiheit waltet und das Leben mit ihrem Segen überschüttet" . . .

Feierlich, ahnungsvoll erschüttert standen die Männer umher und blickten glänzenden Auges in die Frühlingsnatur hinaus. Niemand wagte eine lange Stille, die nun folgte, zuerst zu unterbrechen, bis der Friedländer, zurückgewendet, den Männern prüfend in die Augen sah und sagte:

„Freunde, es will Abend werden, bleibt bei mir. Noch mehr der Gäste werden kommen; heute gilt es, daß wir Alle auf den Anstand eilen, denn in meinem Holze zeigt sich jener Wolf auf's Neue, von dem ihr neulich schon erfahren."

Ein leises Lächeln spielte um seinen Mund, als er mit ernster Miene diese Worte sprach . . .

Im gräflichen Schlosse wurde zur selben Stunde ein Verhaftsbefehl gegen den Friedländer ausgefertigt; man hatte diesen Schlag nach dem wirklichen Volkshaupt bis zum drängendsten Augenblicke aufgespart; nun sollte er erfolgen . . .

Die Sonne neigte sich im Westen den Bergen zu, sank unter, und der Abendschatten schwoll vom tiefsten Thale mählig höher über Wälder, Hügel, Bergesspitzen hin. Nun düsteres Gemurmel, Drängen, Ordnen und

Befehlertheilen im Schloß des Grafen; eine Schaar Bewaffneter schien sich zum Aufbruch anzuschicken . . . Rath Wilfing war im ersten Abenddunkel fortgeritten; Niemand durfte ihn begleiten; man sah ihn blaß und schweigsam und wie nie zuvor ganz in sich selbst verloren.

---

33. Kapitel.

Die Begegnung. Ein Feuerzeichen auf den Bergen. Wieder jener seltene Wolf. Die Bergpredigt. Die Oriflamme. Morgenlocken.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsaus'ten schauerlich mein Ohr.

So ritt bei düsterem Mondenschein, umweht von Wind- und Waldesbrausen, Rath Wilfing eine breite Straße dem Gebirge zu, bei losem Zügel seinem Pferde selbst bequemlich Ruh' und Eile überlassend, im Innersten erregt und ohne Halt wie nie in seinem Leben. Niemand sollte diesen Zustand sehen als die Nacht mit ihren stummen Schatten; Niemand als die Abendlüfte sollten es vernehmen, was im Drange seines Herzens halblaut über seine Lippen kam. So ritt er hin und sprach nach einer Weile: „Ha, wär's möglich?

Sollte Niemand mehr berechnen können, was im Schooß des Völkerschicksals ruht und sollte kein System ein Damm sein können für dies ungewisse Meer von Völkergährung? Jahrhunderte bemühn sich Geister ersten Ranges; Mittel unermeßliche: Gewalt und Gold, Religion und Ueberredung werden über alle Maßen aufgewendet — und was erreicht die Monarchie? Mit ihrem Glanz, mit ihrer Macht, mit allen ihren Künsten über Nacht erschüttert, hingestürzt von eines Pöbelhaufens unbewehrter Faust — bei hellem Tag, von Waffen strotzend bis an die Zähne, binnen wenigen Wochen in Italien, in Frankreich, und in Deutschland schmachvoll umgeworfen! Welcher Anblick! Wie niederbeugend! Wie beschämend! Ein Riesenbau um eines schlafenden Wächters willen umgeworfen; aus Ueberraschung hingestürzt! Wenn Monarchieen aus Ueberraschung fallen können, wie soll es überraschen, wenn man endlich müde wird, sie überhaupt je wieder aufzubauen? Die Monarchie, die unnahbare, ruhend auf granitnen Säulen, ausgeschmückt mit aller Heiligkeit des Alters und eines halben Himmels — entweiht und hingeworfen wie das Werk von Stümpern und Verräthern über Nacht . . . Unerträglich, unerträglich! . . . Und nun soll Oesterreich das gleiche Schauspiel liefern? O dann setze keinen stolzen Reiter mehr zu Roß, schmück' deine Legionen nimmermehr mit

frischem Eichenlaube, Monarchie; laß Trommelwirbel, prahlenden Kanonendonner, Festaufzüge um der Ehrfurcht willen, feierliche Gottesdienste, welche deine Freundschaft mit dem Himmel darthun sollen; laß künftig Strafen wegen Hochverrathsversuchen fort: denn warst du einmal irre an dir selbst und hast den Hochverrath der Schwäche an dir selbst begangen, dann gibt es kein Verbrechen mehr, das gegen die Heiligkeit der Monarchie gerichtet ist. Oesterreich, du hast die Schmach der Anderen vor Augen; Oesterreich sag' du zum ersten Male Halt, erwehr' dich, Halt!" Sein ganzes Wesen erbebte. So ritt er weiter. Und zwischen seinen Gedanken immer und immer lauter klangen die verhängnißvollen Worte eines Briefes, der an den Grafen heute aus der Residenz gekommen war: „die Stadt bewegt, die Straßen dicht gedrängt von Menschen, im Ständevorhof Redner die das Volk erhitzen, die Vorstädte rege und düster drohend; Alles, Alles auf dem Spiele." Der Sekretär des Grafen hatte diesen Brief geschrieben. Die Abendpost war ausgeblieben. Voll stürmischer Empfindungen erlitt das Herz des Rathes Wilfing eine Pein, die keine Worte kennt. So war er weiter, als es seine Absicht war, dahingeritten und lenkte nun sein Pferd zurück, um die Bewaffneten zu treffen, die die gleiche Straße kommen sollten, um Friedländer's Haft in's Werk zu setzen.

„Ich werde thun, was meines Amtes ist" sprach er für sich „Thut Jeder so, dann ist noch Alles nicht verloren — Und Wien soll nicht gewinnen!"

Drei Reiter kamen ihm entgegen. Sie waren in Mäntel eingehüllt und ritten gleichen Schritt. Rath Wilfing lenkte seitwärts ohne Gruß vorüber, die Reiter aber hielten an.

„Ei sagt doch" rief der vorderste derselben „reiten wir die Straße gegen Seilern? Das Dunkel will uns fast im Zweifel lassen; ihr seid des Weges wol gewiß."

Rath Wilfing hielt mit Widerstreben an. Er wechselte die Farbe. Friedländer war's, den er im Sprechenden erkannte.

„Ihr reitet wol" erwiederte der Rath „d i e Straße führt auf keine Nebenwege; — Friedländer, wenn ich mich nicht irre."

Dieser erwiederte: „Ich bin's und glaube meinen Mann auch zu erkennen, nicht: Herr Rath?"

Wilfing erwiederte: „Ich bins." Mit Betonung fügte er hinzu: „Seit wann, Friedländer, seid ihr eures Weges nicht mehr sicher, den ihr weiter wollt?"

Friedländer: „Meines Weges bin ich immer gewiß; aber stille Wanderer zu erkennen hab' ich oft gefragt." Friedländers Begleiter lenkten schweigend ihre Pferde vor dem Rathe hin und her, als wollten sie die Straße sperren. Wilfing erbleichte und zog

die Lippen durch die Zähne: „Und nun?" sprach er mit einer Stimme, welche heiter klingen sollte „Nun seid ihr dieses Wanderers gewiß, soll er mit euch, wollt ihr mit ihm des Weges weiter?"

Friedländer: „Ei nun, die Nacht ist mild, die Wälder brausen wunderbar, da verschlägt's ja wenig, reiten wir ein Stück mit euch. Wir sehn uns ohnedem auch selten und Manches habe ich zu fragen."

Rath Wilfing dachte freudig überrascht: „Ich meinte schon in deiner Hand zu sein; nun reitest du wol mit mir; nun bist du mein und leichter als ich dachte." Laut und artig fügte er hinzu: „Wol wahr, daß wir uns selten sehen, ich hoffe auch, das ist vorbei. Wer zwei und dreimal vergebens eingeladen hat wie ich, der wagt es selten noch einmal. Ei wie, Friedländer, warum macht ihr euch bei mir so selten, überhaupt so scheu vor besserm Umgang, trotz der vielen Bitten, welche man an euch verschwendet? Geht, der Bauer ist kein Umgang für euch. Was seht, was lernt ihr von ihm? Kann er euch denn geistig unterstützen, wichtig sein, beleben? Wol führt ihr nahezu sein Leben, wählt seine Tracht, sprecht seine Sprache; doch seid ihr eine fremde Pflanze hier, seid geistig weit weg über euere Umgebung und manchmal, dächt' ich, fühltet ihr ein brennendes Bedürfniß, unter Gleichgebildeten so manche Stunde hinzubringen."

Friedländer: „Das fühl' ich auch, ich will's nicht läugnen. Ob's aber gut ist, daß der Gebildete nur immer Seinesgleichen sucht, das wäre zu erwägen. Im Uebrigen ist das ein Gegenstand, der weder zwischen uns, noch flüchtig auf der offnen Straße abzumachen ist. Entweder unsere eigene besondre Stimmung oder mächtige Ereignisse vermögen es vielleicht, uns einmal gründlich drüber auszusprechen; gilt's ja in diesem Augenblicke, ob überhaupt die Zeit nicht sei, den Bauer wie den ärmern Theil des Volks in die Gesellschaft wirklich aufzunehmen, und gelingt's, dann wird, so mein' ich zuversichtlich, beiden vortheilhaft, der eine Theil durchgeistigt und der andere aufgefrischt."

Rath Wilfing: „Oder die Geistigen verengen ihre Gränzen, scheiden schärfer aus und mancher Träumer mag des lieben Volkes Roheit sich zum Lohn für den Versuch hinnehmen."

Friedländer: „Oder die neue Welt erblüht so allgewaltig über alten Trümmern, daß es des Versuchs nicht lohnt, sie mit Gewalt hinauszuschaffen; sie fallen selbst in Schutt."

Rath Wilfing: „Nur leider fehlt bei uns zum mindesten der erste Machtstoß noch, um auch Ruinen aufzuweisen."

Friedländer: „Der erste Machtstoß ist, so hoffe

ich, vorüber, und die Schwingungen der Erde sollen uns Erfolge glücklicher Bedeutung melden."

Rath: „Glücklich, hoff' ich, wird der Thron sein wider die Verbrechen dieser Zeit."

Friedländer: „Die sind's, die Feuer werfen unter ihre goldnen Throne, welche Verbrechen nennen, was sie als die Tugenden der Zeit verehren sollen."

Rath: „Ei, ei, Friedländer, sprecht ihr nicht als hätte man euch aus Paris verschrieben?"

Friedländer: „Nun, aus Paris wird allerhand verschrieben. Als Louis Philipp da regierte, ließ sich unsere Regierung ihre feinen Diplomaten-Demastbänder von dort kommen, um die neue Völkerpflanzung an Regierungsstöcken festzubinden; die Werkstatt ist verändert, Dynastengeißeln kann man dort nun von der besten Sorte haben; nun kaufen wir."

Rath Wilfing: „Friedländer, ihr sprecht, als wären das die Boulevards und nicht der Boden kaiserlicher Lande."

Friedländer: „Ideen machen jeden Boden gleich."

Rath Wilfing: „Mit Unterscheidung. Ein großer Unterschied ist's: wo sie gelten und wo sie mancher Unbedachtsame nur denkt!"

Friedländer: „Denkt sie ein ganzes Volk, dann müssen sie auf jedem Boden gleiche Geltung haben."

Rath: „So dachte Mancher, daß sein Volk die-

selben Träume träume und vier feuchte Wände machten solchem Traum ein Ende."

Friedländer: „Bei uns in diesem Augenblick nicht mehr."

Rath Wilfing: „Des Augenblickes halber, dächt' ich, eben recht besonders."

Vom Saum des Waldes her kam jetzt des Raths ersehnte Hülfscolonne. Friedländer that als sähe er sie nicht und sagte: „O genug. Wir leider machen es nicht aus. Wir reden und in Wien wird die Entscheidung jetzt geschlagen." Rath: „Sie ist geschlagen, hoff' ich, zu des Thrones Sieg und Ehre." Friedländer: „Ich will nicht schmeicheln, denn ich könnte sagen: so hat der Thron sich des Systems entledigt." Rath: „Ja wol, um's zu verschärfen." Friedländer: „Man sieht, trotzdem ihr mir die Briefe unterschlagt, bin ich ein beff'rer Eingeweihter als ihr selbst. Mein Telegraph spricht dort herüber von den Bergen, jene hohe Freudenflamme, Herr Rath, sagt's Meilen weit herüber: Sieger ist das Volk, der Thron hat abgebeten. Die Freunde melden mir's." Rath Wilfing: „Die Empörer melden's dem Empörer. Nun, ihr wollt's, Friedländer, daß man euch die Schonung künde." Friedländer: „Die mir längst gekündigt ist und die ich wahrlich auch nicht brauche. Wer sind die Männer, die hier kommen?" Rath Wilfing: „Schutzwachen,

vor Ideenüberwucherung euch zu beschützen!“ Friedländer: „Ei nun, Herr Rath, wer Schutz will haben, sorgt bei Zeiten und genügend. Hört ihr diese sonderbaren Stimmen? Ist's nicht, ob der Wald lebendig, und aus jedem Baum ein Mann mit Spieß und Knüttel würde? Erschrecket nicht. Ihr wißt ja wie ich neulich einen Wolf so unerwartet jagen wollte — nun seht, da hat er heute wieder sich gezeigt — hierherum — ich glaube fast: ihr seid zum selben Zweck mit euerer Kolonne hier — dann kehrt nur wieder heim, der Wolf ist angeschossen und find' ich ihn nicht todt, so wird er mir lebendig nicht entgehen“... Dumpf erbrauste jetzt der Wald nach allen Seiten; auf die Straße ergoß sich ein dicht Gedränge von Gestalten mit Flinten, Sensen, Knütteln, Stangen, und in wenigen Minuten war von Seite der amtlichen Colonne kein Gedanke mehr, sich einer solchen Uebermacht zu widersetzen. Der Rath saß bleich und stumm auf seinem Pferde, umringt von seinen Leuten, Scham und Wuth verschlugen ihm die Rede. Der Friedländer ritt nun näher vor ihn hin und sprach gedämpften Tones:

„Kehrt heim, Herr Rath, und scheltet nicht zu sehr auf die Regierungen, die sich dem Volke beugen. Kam es in Wien wie hier in diesem Augenblick, dann sagt nicht ferner, daß ihr's besser machen konntet. Gute

Nacht für heute — der Wolf — nun, gräflich ist die Waldung, wo er sich zumeist gehalten und gemästet — Gute Nacht."

Die dunklen Männerschwärme rauschten wieder nach dem Waldesdunkel, und, als wäre nichts geschehen, ritt Friedländer, wie zuvor begleitet, seine Straße heimwärts weiter und verfiel gar wogendem Empfinden und Bedenken. Noch waren die Feuerzeichen keine Siegesboten, sie zeigten nur an, in Wien sei die Bewegung hoffnungsvoll im Gange. Zwei Feuersäulen zugleich mußten von den Bergen gegen Himmel steigen, wenn es Sieg bedeuten sollte. So ritt Friedländer nun dahin, die Lage ernsthaft überdenkend, und lebhaft gingen ihm die Worte durch die Seele, welche ihm Freund Pahlsen am 12. März des Abends geschrieben hatte, darin es am Schlusse hieß:

„Morgen treten die Stände zusammen, das kommt gelegen; wie die verschworenen Römer vor den Tyrannen Cäsar traten, treten wir vor den Thron und wählen die de- und wehmuthsvollen Stände zu gebeugten Fürsprechern. Und wie Metellus knieend vor Cäsar fleht:

Glorreicher, mächtigster, erhabner Cäsar!
Metellus Cimber wirft vor deinen Sitz
Ein Herz voll Demuth nieder
Für des verbannten Bruders Wiederkehr —

So lassen wir der allezeit treugehorsamsten Stände Flehen den Anfang machen, um uns die Freiheit, die nur zu lang verbannte, zurückzurufen. Bescheiden werden die Stände die Rückkehr der Freiheit, mit Armbändern und Knieringen unter polizeilicher Aufsicht erflehen; straffer sollen unsere Bitten sein; sie werden Vaterland und Freiheit im vollsten Sinne verlangen; doch wie Brutus die Miene der Demuth anfangs nicht verschmähte, indem er sprach:

Ich küsse die Hand, doch nicht als Schmeichler,
Und bitte, Cäsar, daß dem Publius Cimber
Die Rückberufung gleich bewilligt werde:

So wollen auch wir unsere Ungeduld hinter Form und Demuth stellen. Wir müssen so in Gemeinschaft mit den Ständen vor dem Thron erscheinen. Es ist gesorgt, daß die Bitten, selbst die mäßigsten, Dinge enthalten, welche, wenn der Thron sie bewilligt, eine Bresche bilden, durch welche unsre Forderungen leichter Mühe in die Burg des Widerstandes dringen. Der Thron wird morgen in der Lage sein, entweder Alles zu verweigern oder viel zu Vieles zu bewilligen. Spricht die Regierung mit dem unbeugsamen Cäsar zu Allen:

Fort, sag' ich! Wollt ihr den Olymp versetzen?

Dann seh' ich einen Sturm, o Freund, der siegreich enden muß. Lebe wol. O wunderbar ist mir zu

Muthe. Wenn dir die Freunde über das Gebirg hin ihre Feuerzeichen geben, dann denke meiner, der mitten im Tumulte die Freiheit seines Volkes sucht oder die Befreiung durch den Tod erwartet" . . .

Des Friedländers Herz war mächtig rege. Das erste Feuerzeichen flammte nun von dem Gebirge; guter Fortgang! sollte es der feierlichen Nacht verkünden. Wann aber sollten die brüderlichen Feuersäulen Sieg! verkünden und der jungen Freiheit Opferflammen lodern? So in Pein und Hoffnung hingehalten ritt Johannes Friedländer seine Straße hin, schweigsam gefolgt von den zwei Reitern und umschwärmt von einer großen Menge Bewaffneter, die jetzt dumpferbrausend neben und hinter ihm herdrangen. Wo man dem Dorfe Küstüben nahe kommt, da windet sich ein breiter Fußpfad einen kahlen Hügel hinan, der bei Tage weit im Lande gesehen wird. Hier stieg Friedländer ab und schritt den Seitenweg zu Fuß hinan und in langer leise brausender Reihe, wie eine Prozession in feierlichem Zuge, folgten ihm die Männer nach. Oben wurde ein großes Feuer angezündet, das bald in heller Flamme die still dahingelagerten Männergruppen grell beschien und den Freunden weiter künden sollte, was sich in Wien begab. Hier wollten die Männer bis zum Morgen warten, ob das Siegeszeichen käme und wenn es käme, es mit feierlicher

Flammensprache jubelnd weiter zu verkünden ... Die Nacht war düster, die Luft unheimlich rege und die Wälder brausten ihre feierlichen Chöre weiter. In der Richtung gegen Wien war eine dichte Wolkenmasse zwischen Himmel und Gebirg geschoben, als sollte noch kein Blick durchdringend schauen, was dort vorgefallen sei. In diesem feierlichen Augenblicke erhob Friedländer seine Stimme und sprach, von dem Feuer des Herzens und der äußern Flamme angeglüht, belehrend zu den Männern, die sich hergelagert hatten. Er sprach von Menschenrechten, Vaterland und wahrem Bürgerthume; er legte gründlich und verständig dar, wie man die Freiheit zu verstehen habe, was sie Allen bringen und Jedem der Andern wegen stets versagen müsse. Aeußeres Glück und innere Veredelung, so sprach er, sei des Menschen Ziel auf Erden und dies anzustreben, sei die erste Pflicht vernünftiger Regierungen; allein Regierungen, die Alles nur für sich und nicht das Wohl der Völker wollten, die störten das äußere Glück der Menschen und hinderten die innere Veredlung. Dem Menschen seine Rechte vorenthalten, sprach er, heiße: ihn an der Bestimmung hindern, und dieses hieße wieder: gegen das Gesetz des Himmels zuerst verstoßen. Gott habe gesprochen: „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei." Wer aber aus freien Menschen Sklaven mache, der wolle

uns zeigen, Gott selber sei ein Sklave. Wer im Menschen die Vernunft zerstört, der straft den Herrn des Himmels und der Erde Lügen, denn ein Ebenbild Gottes müsse wol Vernunft besitzen. Gott habe ferner gesprochen: „Herrschet über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels und über alle Thiere, die sich regen auf der Erde;" daß aber der Mensch über den Menschen herrsche, davon habe Gott Nichts gesagt. Denn alle habe er geschaffen nach seinem Ebenbilde und allen denselben Geist eingehaucht: die freie göttliche Seele. Wer also sage, der Eine sei zum Herren schon geboren, der Andere zum Knecht, der lästert Gott und wolle sein Ebenbild auf Erden, den Menschen, verrathen. Und wieder heiße ein Gebot: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst;" wer aber Rechte für sich will und dem Nächsten seine Rechte nehme, der breche das Gebot und stoße den Nächsten ins Elend oder in's Verbrechen; und das sei gleichbedeutend, ob der Nachbar seinem Nachbar oder der Staat dem Bürger seine Rechte nehme. Jeder Mensch sei frei an seinem Leib und Leben; jeder Mensch sei wol im Rechte, sich am Leben zu erhalten und zu nähren; ein Jeder habe sein unsterblich Recht, daß er erzogen werde; wovon ein Jeder meint, es sei das Wahre, das dürfe er auch glauben und bekennen; ein Jeder habe das Recht, sich zu bewaffnen und zu schützen;

ein Jeder habe das Recht, sich mit Andern zu versammeln, sich öffentlich, sei's mündlich oder schriftlich, auszusprechen über Staat und Kirche; ein Jeder habe das Recht, sei's einzeln oder in Gemeinschaft, Beschwerden, Klagen sowie Bitten wegen öffentlicher Uebelstände vorzubringen; vor dem Gesetze dürfe kein Unterschied der Stände sein, Gerichte müssen unabhängig, offen und schnell die Pflichten ihres Amtes thun; kein Gesetz, vom ersten bis zum letzten, dürfe ohne die Stimme seines Volkes ein Regent erlassen und ohne Rechenschaft kein Regiment die Schätze verbrauchen, die vom Volke kommen und zum Besten des Volkes wieder ausgegeben werden sollen. Dies und vieles Andre sprach Friedländer; auch von Staatseinrichtungen gab er das Grundmaß klar und bündig an. Indem er sprach, hing jedes Auge der Versammelten an seinem Angesichte, jedes Ohr an seinem Worte; als er schwieg, zertheilte sich die Masse Volks in kleine Gruppen, wiederholte sich ernst-freudig, was es hier vernommen, ließ die Becher kreisen und wer Vieles mitgebracht, der theilte, veredelt durch die Lehren, die er angehört, bis auch der Aermere, was er, besaß. Der Friedländer aber nahm sich seine Lieblinge zur Seite, den Hälmer, Kordik und Stedtiner und ließ sein Herz noch lange im Vertrauen überfließen, was er von einem freien Vaterlande hoffe. Dann

ging er eine Weile fort und kniete einsam hin und sprach mit Rührung sein Gebet: „Nun, Vater, nun? hab' ich Dir's recht gemacht? Ist's nicht die erste Pflicht, daß ich von innen sie befreie, bevor die Schranken, die nach außen hemmen, eingebrochen sind? O laß jetzt die Befreiung kommen; sage ja, erfülle einen Wunsch, um den jetzt Millionen bitten; nimm mich hin zum Opfer, wenn es sein muß, aber bringe diesem Volke Erlösung, manches Herz, viel werther als das meine, wird Dir draus erblühen. O sage nicht, es habe für die Freiheit Nichts gethan; der Knechtschaft zu verfallen, hat es doch zu wenig auch verschuldet. Ich hab' mein Körnlein Lehre ausgestreut — es keimt, es treibt in diesen Herzen — o, nun Deine freien Lüfte, Deinen Sonnenschein und Deinen Gnadenthau und Deines Segens Frühlingsregen und die Saat wird ihre Früchte tragen!..“ Noch lange kniete er, versunken in Gebet; die Nacht war vorgerückt; es wurde stiller um das Feuer. Als er zurückkam, waren Alle, müde von dem Tagesmarsche, eingeschlafen. Er betrachtete das Bild mit Schweigen einen Augenblick, dann sagte er mit ernster Rührung:

„Wachet und betet!“

setzte sich hin, und schürte die Flamme und verfiel in Gedanken und sagte für sich hin: „Sind sie nicht hergekommen, lebhaft angeregt von dem, was sie ver-

nommen und begeistert von den Hoffnungen der nächsten Stunden? Noch vor dem nächsten Morgenrothe kann das Siegeszeichen von den Bergen flammen; sie sind hergekommen, es zu erwarten und in Flammensäulen weiter zu verkünden — mir erbebt vor mächtiger Erwartung die ganze Seele — und sie, sie schlummern, können schlafen. Wohl ist dieß Volk gesund an Leib und Herz, doch es für Hohes und Höchstes dauernd festzuhalten, das ist eine große Kunst und große Mühe. Glaube keiner, ein Freund des Volkes bette sich auf Flaumen: eine Dornenkrone zu erwarten, sei er stets bereit. Und dennoch gibt es keine Pflicht, die dringender und edler wäre als das Volk mit Ernst und Weihe zu leiten und zu lehren." Er schwieg. Die Schläfer regten sich nicht. Das Feuer stieg in stiller schwanker Flamme auf; die Wälder braus'ten. Leise, wie in traumhaften Tönen ging es dem Friedländer durch die Seele, was der Dichter spricht:

An unsrer Väter Thaten
Mit Liebe sich erbaun,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertraun;
In solchem Angedenken
Des Landes Heil erneun;
Um unsre Schmach sich kränken,
Sich unsrer Ehre freun;

Sein eignes Ich vergessen
In Aller Lust und Schmerz:
Das nennt man, wohlermessen,
Für unser Volk ein Herz . . . .*)

Mit leiser Sohle flohen die Stunden hin. Die Winde legten sich, die Wälder schwiegen, am Firmamente wich der Wolken düsteres Getümmel einer milden Sternenklarheit. Morgenlüfte witternd drang von Zeit zu Zeit ein traumhaft-ferner Hahnenruf aus Dörfern, Märkten, Weilern; Nebel regten sich im Grund der Thäler und im Osten lös'te ein grauer Streif die Erde von dem Firmament . . . Da, ein lichter Blitz, und bald darauf ein zweiter, auf dem Hochgebirge: dann ein seltener Schimmer, welcher kommt und schwindet, auf derselben Stelle; eine Feuerzunge drauf, die hin und wieder zuckt und endlich aufschwillt bis zu einer Feuersäule, die sich jetzt verdoppelt — dumpfes Rauschen aus den Thälern — wiederholte Hahnenrufe — breiter Morgenlichtstreif dort im Osten — rothe Wolkenwangen — und plötzlich Morgenglocken! Morgenglocken! aus den Thälern, von den Höhen: wunderbares, leises Tönen, welches unsre Sinnen mächtig faßt und immer so geheimnißvoll erschüttern kann. — Und da erwacht der Hälmer.

---

*) Uhland.

auch der Stedtiner und mehrere der Männer, die sich hergelagert hatten; sie blicken wirr und fragend um sich, entsinnen sich, wo sie sich befänden, ihr Ruf erweckt die Andern, die mit Lärm und wirren Fragen sich erheben — wie überraschend, als sie um sich schauen: starkes Morgengrauen dort im Osten, Lärm und Hahnenruf und Nebelgänge in den Thälern — die zwei Sieges-Feuerzeichen auf dem Hochgebirge — Morgenglocken, rührend-frohes Spiel der wohlbekannten und stets neuen Wundertöne — und Friedländer dort auf einem Felsenvorsprung wie verklärt in Andacht ganz versunken, das Auge wonneglühend auf die Sieges-Feuersäule des Gebirges heftend. . .

Bei diesem Anblick verstummt der Lärm der Männer wieder, die Häupter entblößen, die Hände falten sich, von Andacht und Rührung überwältigt fühlen sich die derben Herzen und sie beten und lassen betend noch ihr Auge auf dem Meister staunend und fragend ruhen. . .

„Und ihr konntet schlafen" spricht er, als die Glocken schweigen und das Morgenlicht die Flammensäulen auf den Bergen blasser färben: „Wachet und betet, daß euch nicht wieder so leicht genommen werde, was im Schlafe über euch gekommen ist. Jene Feuersäulen, die bereits im Tageslicht erbleichen, künden euch die hohe Botschaft an: die Freiheit ist erstanden!

Möge sie unserem Volke nicht auch erbleichen, wenn es kaum zu tagen angefangen hat vor seinen Blicken. . ."

Und es war hierauf ein großes Treiben auf dem Berge und in den Thälern und es mischte sich Entsetzen unter Jubel; denn es kam die Nachricht, alle Straßen wimmelten von Truppen, von bestürzten grauen Massen zittere der Boden, von Pulverwagen und Kanonen rasselten die Wälder weithin wieder — und so schien es: nicht zur ungetrübten Freude sei der erste Freiheitsmorgen angebrochen.

34. Kapitel.

Neue schwere Wolken.

Rath Wilfing war in halber Raserei in's Schloß zurückgekommen. Er hielt sich von dem Feinde in unerhörter Weise überlistet, übertroffen, verhöhnt, geschlagen; seine Ehre und seine Würde, seine Rache und sein Amt, die Sicherheit des Staates und seiner Person hatten jetzt nur Ein brennendes Anliegen: den Sieg „des listigen Empörers" schnell in eine schonungslose Niederlage zu verwandeln. Auch der Graf war hoch in Zorn und Hitze; seines Rathes

Maßregeln waren ihm denn ganz genehm und wo es seines Namens bedurfte, ward er ohne Zaudern unterzeichnet. Boten gingen und kamen und wurden erwartet. Im ersten Augenblicke schien es der erregten Fantasie des Grafen wie des Rathes gar nicht unwahrscheinlich, der Friedländer könnte einen Streich im Sinne haben, der das Schloß in seine Hände brächte, daher wurde die kleine Truppe Militär, die zu Exekutionen in der Nähe war, in's Schloß gezogen und vermehrt durch alle Häscher und Getreuen, die zu finden waren. Da brannten denn wieder Wachfeuer in den sonst so reinlich stillen weiten Räumen und Strohlager gaben ein gar wüstes Ansehn, indessen oben in verschlossenen Gemächern Uebermäßiges beschlossen wurde. Die Heftigkeit, mit der beschlossen wurde, wuchs mit der Bestürzung, welche jetzt ein Brief aus Wien erregte. „Eben wird das Ständehaus im Inneren gestürmt" so lautete der Schluß des Briefes: „die Deputirten sind beim Kaiser — noch kein Zugeständniß, keine Antwort — Trommeln — Feuer unter meinen Fenstern; was muß ich sehen! Leichen auf dem Pflaster — Tücher werden in das Blut getaucht — unermeßlicher Tumult auf allen Seiten — von Hof noch keine Antwort — noch kein Zugeständniß — nach dem Zeughaus großer Zudrang — was werde ich der nächsten Post berichten müssen!.."

Mit Fieberheftigkeit rief jetzt der Rath: „Bevor die Nachricht hier Verbreitung findet, müssen wir den Fuß im Nacken dieses Volkes haben; unsre Schläge um die Ohren wird es ruhig hören, was in Wien geschieht." Nach Mitternacht da schienen die Beschlüsse des Grafen und des Rathes ihre Wirkung anzukünden. Eilboten kamen zurück, zwei Kutschen fuhren vor und brachten höhere Beamte aus der Stadt; Dragonerordonnanzen sprengten in den Schloßhof und überbrachten wichtige Papiere; und wenige Stunden später hielt ein Vortrapp vor dem Thore, der von einem seltnen Eilmarsch müde und verstört, sein düsteres Halt ertönen ließ. Geräusch von Waffen, Wachfeuer, Schildwachenschritt in der Allee; dann neue Ordonnanzen, neue Truppen, die schon auf freiem Felde lagern müssen. Um die Morgendämmerung erbrauste wie ein reges Meer die Gegend um das Schloß, der Kommandant mit seinem Stab war angekommen, und der Marsch von Truppen war noch nicht zu Ende. Da wurde Conferenz im schwarzen Kabinet gehalten und der Kommandant erklärte Folgendes: „Bis acht Uhr Morgens, meine Herren, kann ich meinen Truppen Rast gestatten und einen Theil derselben, der weniger erschöpft ist, Ihrem Dienste zur Verfügung stellen. Um acht Uhr Morgens muß mein Korps im Eilmarsch nach Italien weiter. Der Befehl

ist erst von gestern, war streng geheim zu halten und bei Nacht, um schnelles Aufsehn zu vermeiden, in's Werk zu setzen. Entschließen Sie sich nun, so weit, nicht weiter kann ich Ihnen dienen." Erschüttert rief der Graf: „Entführt uns der Befehl denn alle Truppen aus der Gegend?" Die kurze Antwort sagte: „Alle!" Eine unbeschreibliche Verwirrung in dem Schlosse war die Folge. Die buntesten Befehle kreuzten und verhinderten, verstärkten oder hoben sich einander auf; es tummelte sich die Dienerschaft in wilder Durcheinanderflucht durch Gänge, Zimmer, Hallen; es wurde gepackt und in dumpfer Angst geschrieen, gefragt und nur Verwirrendes erfahren: Kostbarkeiten flogen neben Alltagskleider in dieselbe Kiste und auf dem großen Wagen, der gegen Morgen schnell noch retten sollte, was zu retten war, lagen Dinge höchsten Werthes neben Dingen, welche kaum der Dienerschaft zu retten würdig schienen. Es floh von den Bewohnern, die im Schlosse waren, Alles bis auf den Grafen und den Rath. Ersterer war endlich gleichfalls reisefertig und wollte noch vor Tagesanbruch seinen Freund zur Flucht bewegen: Wilfing aber widersetzte sich entschieden jeder Flucht. „Ich will sie hier erwarten, die Empörer" rief er außer sich: „das Gesetz, unsere Würde, unsere Ehre will es, daß wir bleiben. Tausend Fälle können eine Flucht entschuldigen, nur dieser

nicht. Noch wissen wir nicht, was in Wien zuletzt entschieden ist — Wie! Und fliehen vor dem Aeußersten? Wie jene Tausende von Dienern der Monarchie mit feiger Flucht die Straßen decken helfen? Eher bleib' ich auf dem Platze, wo ich einst befehlen durfte." Mit Heftigkeit trieb er seine Frau und seine Kinder an zu fliehen, er blieb. Und gegen Morgen fing der Marsch der Truppen wieder an, Colonne um Colonne schob sich weiter, der Boden bebte und die Wälder rauschten von den Schritten des Fußvolkes und der Reiterei, vom dumpfen Sprachgewirre und dem Dröhnen der Kanonenräder. Das Volk war bald im Reinen, daß die Schreckenspfeifen einem andern Tanze spielen sollten, und halb Schauder, halb Neugier in den Blicken, sah es von den Höhen auf die grauen Krieger nieder, um bald darauf, nachdem sie abgezogen waren, mit Jubel sich herabzustürzen und der überstandenen Gefahren sich zu freuen. . .

---

35. Kapitel.

Die Wolken vorüber. Sturm. Eine Erlösung. Ein Geheimniß. Fahrt hin!

Ein drohendes Volksgewitter zog sich gegen Mittag um das Schloß zusammen. Keine Ueberredung und kein Ansehn vermochte diesen Sturm mehr abzuwehren. „Die Freiheit hat die Macht die Teufel auszutreiben“ schrie die Menge; der Drang und die Verwirrung wurde immer mächtiger; schon wollte man ohne Führung in brausenden Massen nach dem Schlosse stürzen, als der Friedländer, der von einem Hügel die Szene zu übersehen und zu beherrschen suchte, den Freunden sagte: „Nun seh' ich, daß es geschehen muß; so führt sie denn und führt sie wie ich euch gesagt.“ Und nicht lange, da ergoß sich ein schreckhaft brausendes Menschenmeer dem Schlosse entgegen und durchströmte Höfe, Gänge, Hallen und Gemächer hin und wieder, oftmals in sich selber stockend und wild aufgährend, dann in ruhevollerm Strome durch die Räume wogend, indeß ein Theil des Volkes die Gefängnisse erstürmte und in Freiheit setzte, wer zu finden war.

Moorgarden stand eben, als sich das dumpfe Brausen des Sturmes hören ließ, mit dem Rücken an eine

Säule gelehnt, in seiner Gefängnißzelle da und horchte, das Haupt verwundert vorwärts beugend und düster glühenden Auges: was da draußen vor sich gehen möge? Erst ferne und dann immer näher wälzte sich das dumpfe donnerähnliche Brausen von Menschenstimmen, bis es endlich das Amtsgebäude erreichte, wogend hereindrang und endlich vor den Gefängnißthüren tobte. Da hört Moorgarden seinen Namen plötzlich von hundert Stimmen wie aus Einem Munde rufen, er schreitet an die Thüre, eine dunkle Ahnung durchdringt sein Herz — er springt an's Fenster, zertrümmert die Scheiben und ruft mit einer Stimme, die Alles Gedonner draußen übertönt:

„Moorgarden hier! Moorgarden hier! Was wollt ihr haben?"

Moorgarden hier! hört man draußen wiederholen, Axtschläge zertrümmern die Thüre, Volk dringt herein.

„He da! Was gibt's? Was wollt ihr mir? Da bin ich!" ruft Moorgarden. Und das Volk erwiedert: „Wir suchen euch! Wir wollen euch befreien! In Wien ist der Teufel los und alles Geplag hat ein Ende! Heraus! Jetzt haben wir zu sagen! Der Kaiser hat Alles bewilligt!"

Moorgarden stand eine Weile da wie träumend; hierauf, als er die unabsehbare Menge besonders tumultuirend nach dem Schlosse dringen sah, stürmte er

wie ein losgelassener Löwe aus seiner Zelle heraus und dem gräflichen Schlosse zu. Jubelnd stürzte ihm Alles nach, denn man dachte einen Feldherrn rechter Art gefunden zu haben.

„Habt ihr sie?" rief Moorgarden, als er im Schlosse die Menge dumpfbrausend sich durch alle Räume ergießen sah — „habt ihr beide? den Rath? den Grafen? Beide?"

Man erwiederte: „Nein, nein — sie sind uns durchgekommen!"

Moorgarden fühlte den Boden unter sich wanken, strich sich mit der rechten Hand über die Stirne, während die linke nach einer Stütze suchte, um sich aufrecht zu erhalten; — dann setzte er sich hin und drückte den Kopf eine Weile schweigend in die Hände. „Durchgekommen!" sagte er dumpf vor sich hin — „Amen. Dann sind sie dem Herrn noch nicht reif genug gewesen."

Die Menge stand erwartungsvoll und schaudernd um ihn und wagte nicht zu sprechen. Man dachte von der Leidenschaft Moorgardens nun Entsetzenvolles zu erleben. Moorgarden aber erhob sich mit wunderbarer düsterer Ruhe und sagte: „Entronnen! Nun denn, glückliche Reise! Was aber, Nachbarn, wollt ihr weiter hier? Soll das Geringste hier berührt und verdorben werden? Wer das versucht, den will ich niederwürgen

wie den ersten besten Dieb und Räuber. Diese Wände, diese Fenster, diese Bilder und diese Kostbarkeiten haben uns Nichts zu Leid gethan, sie wissen Nichts von unsern Leiden! Hinweg von da und laßt uns Thür und Thor verschließen; unser Ruf ist mehr werth als die Schätze alle!"

Er hatte diese Worte mit solchem Nachdruck gesagt, daß nicht einer sich bedachte, ob er folgen solle.

Im Hofraume fragte Moorgarden nach dem Friedländer und erfuhr, dieser verweile eben in der Nähe des Schlosses in einem einzeln stehenden Waldhause.

Er eilte hin, und die ihn begleiteten, erzählten ihm auf dem Wege, was seit seiner Gefangenschaft geschehen war. „So haben sie auch Hand anlegen wollen an den Friedländer!" rief er: „Die Fanghunde! Die unersättlichen Wölfe!" Die aufgährende Entrüstung betäubte ihn wieder einige Augenblicke so, daß er die Nähe des Waldhauses nicht bemerkte, vor welchem er angekommen war. Erst die Stimme Friedländers, der von der Abendsonne wie verklärt vor der Thüre stand und ihn lächelnd grüßte: „Nun willkommen, Moorgarden, Freund, so ist's richtig? Seid ihr frei?" brachte ihn zu sich und ließ ihn wahrnehmen, wo er sich befände. Er stürzte lautlos an Friedländers Hals. Dieser klopfte ihm gerührt die Schulter, sagend: „Nun, mein Alter, gräm' dich nicht zu sehr — Gelt,

gelt, was ich dir immer gesagt habe! Diese ihre Ordnung! Diese ihre Strenge! Diese ihre Sitte, ihre Religion, ihre Weisheit, welche den Unterthanen nicht wie eine Schmeichelmutter allen Muthwillen lassen zu dürfen vorgab: hast du sie kennen und verstehen gelernt?" Moorgarden verbarg sein Gesicht an Friedländers Brust und sagte mit klangloser Stimme: „Sie sind entkommen!" Friedländer nahm ihn sanft am Arme und führte ihn in's Haus; dem Volke winkte er, daß es draußen bleiben solle. In der Stube nun brach Moorgardens gewaltige Natur in einem so furchtbaren Sturme los, daß der Friedländer selber mit stillem Entsetzen hinsah und dagegen Nichts versuchte. Die Wände bebten, als er ausrief: „Und ich habe sie nicht, daß ich sie in millionen Stücke reiße!" Seine Wuth war aber doch ganz wol bei Sinnen, denn während ihm die Rede des Rathes Wilfing, welche ihn einst so tief ergriffen hatte, wieder lebendig durch die Seele ging, widerlegte seine Leidenschaft sozusagen stoßweise Satz für Satz. Namentlich traf er jene Phrase von „starken Regierungen" richtig auf den Wirbel. „Ja, wenn ein guter Hausvater" rief er „stark und streng ist im Regiment seines Hauses, um der Seinen willen, die er glücklich machen will, dann ist's ein Segen; wenn er aber Weib und Kinder, Knecht' und Mägde Tag und Nacht in Müh und

Sorgen abjagt, um als Spieler oder Trunkenbold im Wirthshaus sein Ergötzen nur zu haben: dann verdient er Rad und Viertheilen wie ein frommer Mann das Himmelreich!" Während er noch so sprach, drang Volk herein und Friedländer benützte den Augenblick, entschlüpfte durch die kleine Thüre einer Wand und zog sie hinter sich behutsam zu . . . .

In der Nebenstube saßen zwei Männer in Bauerntracht, von denen der eine sehr gebeugt und nachdenkend, der andere bei aller Schreckensbläſſe seines Angesichtes dennoch ungebeugt in seinem Wesen schien. „Nun, meine Herren" sagte der Friedländer vor sie tretend und sie eine Weile düster in's Auge fassend: „haben Sie seine Meinung nun auch gehört? Werden Sie Act von diesen Glaubenssätzen nehmen? Ich wünsche und will es hoffen." Die beiden Männer erhoben ihre Augen nicht zum Sprechenden und gaben keine Antwort. Da fuhr der Friedländer fort: „So viel zur Warnung und zur künftigen Belehrung. Im Uebrigen sind Sie gerettet. Ich werde Sie im ersten Abenddunkel über die Grenze bringen lassen. Das zu Ihrem Troste, bis ich wieder hier erscheine." Der Eine von den Männern erhob jetzt flüchtig seinen Blick und begegnete Friedländers ernstem blauen Auge — zuckte aber wie vor etwas Unerträglichem sogleich zurück. Rath Wilfing war's, der aufgesehen hatte. In

seinem Auge glühte ... doch wir könnten einem Unglücklichen Unrecht thun und sagen lieber nicht, was in dem starren düstern Auge glühte. Friedländer entfernte sich und als es Abend wurde, hielt ein Wagen vor dem Waldhaus und der Graf und sein Rath wurden der Grenze zugeführt. Sie mußten sehen, wie von allen Bergen Freudenfeuer flammten, und mußten hören, wie des Volkes unermeßlicher Jubel von den Höhen und aus den Thälern drang. Einmal verstanden sie sogar den Text eines Liedes, welches eine Schaar Burschen an ihrem Wagen vorüberziehend sang, es lautete:

'Naus! 'naus! 'naus!
Zum Ofenthürl hinaus!
Das Gräfl mit dem Federbusch,
Das Räthl mit dem Pferdefuß:
'Naus! 'naus! 'naus!
Zum Ofenthürl hinaus!

Drei Abende hinter einander wurde die Freude des Volkes auf den Bergen bei großen Flammen gefeiert und man beschloß, alljährlich am 13. März dasselbe Fest zur Erinnerung an die erste Befreiung zu begehen. Gleich am ersten Abende machte ein Einfall unter großem Aufsehen lärmend die Runde bei den Feuern auf den Bergen. Bei Angern stürzte der alte Hoofer athemlos unter die Bekannten, that als ob er nicht reden, nicht sagen könnte, was er

gehört, begehrte ein volles Glas, um sich durch einen Trunk zu stärken, worauf er rief:

„Ha, und wißt ihr's schon?"

Man fragte erschrocken: „Was denn? Was?"

Der Hoofer: „Daß man sie hat! daß man sie erwischt hat!"

Die Nachbarn: „Wen? Den Rath? Den Grafen?"

Hoofer: „Den Rath, den Grafen. Es wird um die Minut' gerade ein Ende haben mit ihnen. Auf Seiner Excellenz wird herumgetrampelt und getreten, der Rath ist in die Seit gestochen —"

Alle: „Wo? Wo?"

Hoofer: „Wahrscheinlich über der Grenze!"

Alle: „Von wem? Von wem?"

Hoofer: „Wahrscheinlich von einem Floh . . ."

Nicht enden wollendes Gelächter belohnte den ehrwürdigen Schalk für diese neue Schöpfung seines Humors und er war dankbar dafür, indem er noch manche heitere Erfindung die drei Abende zum Besten gab.

So ist das Volk.

Noch eben erdrückt von hunderttausend Beschwerden, hingerissen von den tollsten Leidenschaften, erschüttert von dem Danke für die unerwartet schnelle Befreiung: öffnet es, unbeschadet seines Ernstes, das Gemüth den buntesten Scherzen und genießt seinen Jubel bald dar-

auf mit breitem Behagen, wie es seine Leiden jahrelang auf den breiten Schultern der Duldung getragen hatte. Das Volk ist nur immer lachender Erbe oder weinende Erbschaft: weinend wird es von wucherischen Tyrannen als lebendiges Vermögen fort und fort ererbt und lachend erbt es sich selber endlich wieder aus der Hand vertriebener Despoten. Selten aber ahnt oder weiß es, was es gekostet hat, den Tyrannen wie den Befreier, bis es einem derselben verfallen konnte. So jubelte es jetzt bei Freudenfeuern von den Bergen und wußte wieder nicht, daß es schwerer ist, den Sieg zu benützen als den Sieg zu erfechten. Daß es aber ungestört das jungfräuliche Glück genösse, lud sich Einer die Sorgen Aller auf und verbrachte daheim bei einsamer Lampe im kleinen Kreise Eingeweihter schlaflose Nächte in Berathung nächster und zukünftiger Maßregeln hin: Johannes Friedländer war es, den wir meinen.

---

36. Kapitel.

Noch mehr der Flüchtlinge. Geistliche und weltliche Manieren.

Die Flucht des Grafen und seines Rathes war nicht allein geblieben. Am Morgen ihrer Vertreibung läuteten auch die Glocken der Kirche zu Maltern vergebens, denn der Priester, der den Gottesdienst zu halten hatte, war verschwunden, und nirgends zu entdecken. Der Geflüchtete war jener Pater Breuner, der einst den ertrunkenen Peter Habel aus Wulfingen nicht mit Priestersegen in geweihte Kirchhofserde begraben wollte; jetzt konnte man wol sagen, er war sich selber die Geißel geworden, die ihn zur Flucht antrieb, bevor das Volk noch Muße hatte, die alten Sünden seines unerträglichen Seelsorgers vorzusuchen und nach Umständen mit heilsamen Schrecken zu bedenken. Das Gesicht und die Hände mit Kaminruß über und über beschmiert und ohne Rock sozusagen hinter seine Hemdärmel versteckt, war er um die Morgendämmerung, als der Lärm des Volkes verworrener wurde, wie ein Stoßvogel in das Nachbarhaus gestürzt, wo er auf den Knieen im Angstschweiß seines Angesichtes eine Kellerstelle, ein Faß, einen Schrank erflehte,

um sich zu verbergen. Die fromme Schwester eines unfrommen Bruders wußte ihn, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß es nicht der Teufel selber sei, mit großer Fürsicht zu verbergen. Dieselbe fromme Schwester desselbigen unfrommen Bruders war es auch, welche in der folgenden Nacht und später die Bannstrahlen des in seiner Verborgenheit wieder tapfer gewordenen Ritters der kämpfenden Kirche an die Kirchenthüre und unter die Leute zu bringen wußte, welche Bannstrahlen nämlich gegen die heidnischen Empörer sowol als gegen jeden Priester, der an seiner Stelle Gottesdienst lesen oder predigen würde, so ziemlich alle Mittel jehovaischer Rachemittel zur Verfügung sich erbaten.

So konnte man am zweiten Tage seiner Flucht an der Kirchenthüre lesen: „Die göttliche Allmacht werfe dieses Empörer-Volk nieder und übergebe es den Händen seiner Feinde und Verfolger! Sie lasse es in ein unversehenes Netz fallen! Sein Eingang und Ausgang seien verflucht! Der Herr schlage es mit Narrheit und Blindheit! Der Himmel verzehre es durch seinen Blitz! Der Zorn Gottes und der seligen Apostel Peter und Paulus entzünde sich über ihm in dieser und jener Welt! Der Abgrund thue sich auf und verschlinge es lebendig. Alle Elemente seien ihm zuwider! Seine Häuser müssen wüste gelassen

und seine Kinder aus ihren Wohnungen vertrieben werden und vor den Augen ihrer Väter umkommen."

Man ersieht, wie dieser Priester so ziemlich Wort für Wort den Bannfluch des Papstes gegen jenen deutschen Kaiser Ludwig sich gemerkt, aber die Liebe Christi, deren sichtbare Nachfolge seine Priesterthaten zeigen sollten, gänzlich vergessen zu haben schien. Das Volk — nun, es „machte sich den Teufel daraus." Es ließ sich ruhig Gottesdienst von einem anderen Geistlichen halten, sagte: der Teufel fluche den Menschen noch viel ärger, könne ihnen aber doch Nichts anhaben; man beschloß also die stillen Boten der Nacht welche solche Bannschriften verbreiteten, auf frischer That zu fassen und nach Befinden mit „gediegenen Erinnerungen" heimzuschicken. Und so kam es, daß besagte fromme Schwester jenes selbigen unfrommen Bruders einst im ersten Abendunkel durch das Dörflein wandernd und alle Begegnenden in Jesu Gottes Christi Namen süß begrüßend nicht genaue Achtung gab, da sie geheime Zettel streute, weßhalben sie entdeckt, ergriffen, erfasset und ertappt (jene fromme Schwester nämlich von ihrem selbandrigen unfrommen Bruder) wurde und o Welt! mit besserem Rippen-Märtyrthume als jemals eine Schwester herumgeschicket wurde. Der Urheber jener Zettel wurde, wie gewöhnlich, nicht erwischt, er hatte den Umständen Rechnung getragen . . .

Mit dem Grafen und seinem Rathe waren auch alle Beamte geflohen, nur der Amtmann, eine gutmüthige wolbekannte Schachfigur des Rathes Wilfing, war zurückgeblieben, weil man wußte, gegen ihn werde das Volk verläßlich keinen Schritt oder Gewalt versuchen. Ein höheres Rescript jedoch sollte bald verrathen, wozu des Amtmanns brauchbare Persönlichkeit noch dienen sollte. Es lautete:

„Es ist Seiner Excellenz zum größten Bedauern nicht vergönnt, in einem Augenblicke, wo seine lieben Unterthanen in so bedauerlicher Verwirrung und Bewegung sind, den besten Willen, wie er allen recht und milde werden solle, durch sein persönliches Erscheinen in der Hütte selbst des Aermsten zu beweisen, er wird daher, da seine Pflicht ihn unverweilt nach Wien beruft, noch an der Schwelle seines Hauses sozusagen, einen Akt vorläufiger Gerechtigkeit an einem Manne üben, der, wie sich Seiner Excellenz nun klar und leider nur zu spät erweiset, durch unabläßiges Verkennen der billigsten und unerläßlichsten Bedürfnisse des Volks den besten Willen Seiner Excellenz sowol beirrt als das Vertrauen der Unterthanen untergraben hat, weßhalb er auch von dieser Stunde seines Dienstes entlassen und nicht würdig ist, länger den Boden seiner Güter zu betreten. Der Amtmann Seiner Excellenz ist nur hiemit bezeichnet. Niemand wird daher von dieser

Stunde an dem Amtmann Lüdter weder gehorchen noch ihn der Würde seines Amts gemäß behandeln. Indem nun seine Excellenz mit diesem Manne das ärgste Hinderniß, das zwischen ihm und seinen lieben Unterthanen stand, beseitigt, erhofft auch Se. Excellenz ein ruhiges und würdiges Verhalten seiner Unterthanen, bis es möglich wird, mit Gottes Hilfe und des Thrones freien Gnaden dem Volke zu geben, was des Volkes ist. Im Namen Seiner Excellenz, sein Rath: Franz Gottlieb Wilfing."

Hier war nun wieder der Unschuldige für den Schuldigen und von dem Schuldigen geopfert, um sozusagen der öffentlichen Meinung ein Zugeständniß darzulegen. Manche gibt es, denen das genügt; wir haben das ja oft genug gesehen. Aber was größer ist in solchen Fällen: der Stumpfsinn jener, welche den Wechsel einer unbedeutenden Person für den Wechsel der Gesinnungen im Regiment erachten, oder die Unverschämtheit, welche wagt, als Opfer für die öffentliche Meinung auszugeben, was doch nichts ist als die schreiendste Verhöhnung der Vernunft, die mit offnen Augen den dickwanstigsten Betrug nicht sehen soll, ist schwer, sehr schwer zu sagen. Je kleiner und durchsichtiger die Verhältnisse und je bekannter die Personen sind, welche solchem Mißbrauch dienen, desto plumper und widerwärtiger erweisen diese Spiegelfechtereien

sich. Es bedurfte nicht erst Friedländers Fingerzeige, um das Volk vor einer so gemeinen Täuschung zu bewahren, es wußte nur zu gut, daß mit dem Falle des Amtmanns nichts verbessert und nichts verschlimmert sei, da ja Rath Wilfing in des Grafen Nähe blieb; Friedländer fügte nur noch hinzu: daß selbst, wenn Wilfing wirklich außer Gnaden fiele, Seine Excellenz derselbe bliebe wie zuvor; er würde jetzt dem Volke freundlich und nachgiebig thun, später sich auf die höhere Behörde, diese auf den Thron und der Thron sich auf Gottes Gesetz und Willen berufen, wenn sie wieder stark geworden wären und thun und treiben wollten, was sie bisher getrieben haben. Ihre Kraft nun gänzlich für immer zu brechen, sei denn das erste jetzt und allernöthigste. Friedländer wußte was er wollte, und wollte stets das Wirksame im rechten Augenblicke.

37. Kapitel.

Ein Studentle aus Wien an seine Eltern und sozusagen an die ganze Heimath.

Nun kamen Post für Post aus Wien die näheren Berichte der Bewegung. Friedländers Briefe waren treuer und tiefgehender Art, zumeist auch wol geeignet,

als Geheimniß seiner Hände streng verwahrt zu werden. Die Briefe an das Volk enthielten in jubelvoller Weise oft die eigenthümlichsten Beschreibungen, wie sie das Herz im ersten Entzücken faßt und noch im Federzuge wundervoll verklärt. Am dritten Abende der Freudenfeuer auf den Bergen war es, als ein Brief an's Hoofer-Käthchen von ihrem Sohn Johannesle, der in Wien studierte, großes Aufsehn machte und in unzähligen Abschriften bei den Feuern vorgelesen wurde. Er gab Zeugniß von der naiv-politischen, kindlich-revolutionären Begeisterung, welche Anfangs Tausende der jugendlichen Herzen tief erfaßt und später durch wiederholte Stürme zu blutiger Verfechtung ernster eiserner Lehren hingetrieben hat, die Anfangs Wenigen nur dringend und für nachhaltige Verwandlung der Verhältnisse unumgänglich scheinen wollten. Das Hoofer-Käthchen war glückselig; sie hatte ihren Sohn mit tausend Sorgen schon unter den Todten geglaubt, weil sie gehört hatte, wie die Studenten überall die Vordersten in Wien gewesen, und nun sollte sie aus seinen eigenen Zeilen sein Leben, sein Wohlsein, seinen Jubel vernehmen und noch dazu das süße Mutterglück erleben, daß sein Brief mit jubelvoller Auszeichnung allüberall gewünscht, abgeschrieben und vorgelesen wurde. So saß sie denn am dritten Abende der Freudenfeuer unter fröhlichen Gesichtern bei dem

hellen Brande auf dem Berg bei Angern und indem sie mit verklärten Mienen ringsum durch die Nacht die hundert Feuer lustig blinken und flackern sah, dachte sie mit stiller Seligkeit: „Jetzt lesen und reden sie überall von meinem Kind, o wie schön ist's, wenn die Kinder Einem Freude machen und Alles, wie aus Einem Herzen von ihnen Liebes und Gutes redet!" Und sie blickte gegen Himmel und die Sterne nickten freundlich nieder als wollten sie bestätigen und sagen: „Nur zu, nur zu lieb Mutterherz, hast Recht, daß diese Freude groß ist wie kaum wieder eine, wenn die Mutter brav ist wie das Kind!" . . . Und also lautete der Brief Johannesle's:

„O liebes gutes Mütterlein und lieber Vater! Was werdet ihr schon Alles gehört haben, bis Ihr diese Zeilen leset, und was hab' ich Euch noch weiter zu beschreiben! Ihr werdet schon vermeint haben, ich sei im Sturme umgekommen, weil es die Studenten gewesen sind, die überall das erste Wort geführt, aber nein, es ist rechts und links an mir vorüber, ich lebe und bin gesund und bin glückselig und grüße Euch von heiterem Seelengrunde aus! O was soll ich zuerst sagen, wie soll ich Euch das Alles erzählen, was hier geschehen ist? Wer's nicht gesehen hat, der kann sich's gar nicht denken; im Traum ist keinem Menschen noch nichts Gleiches vorgekommen! Ich will's erzählen

und komme mir vor, wie jener Mann, der das große Weltmeer zeigen will und durchsticht einen Damm und läßt armdick Wasser heraus und sagt: „Das ist es jetzt!"

Ja, ja, ein ganzes Meer von Wunderdingen summt und braust auch mir im Herzen, aber ich kann nicht Alles auf einmal zum Besten geben und muß zufrieden sein, daß ich nach und nach die schauerlichen und schönen Dinge bringe, die mir das Herz erfüllen.

O hört! Jetzt denkt Euch also, es ist der 13. März, gerade Mittag um 1 Uhr. Ganz Wien ist auf den Beinen, in allen Gassen nichts als Soldaten und Wiener, Wiener und Soldaten. Die Soldaten stehen da mit gezogenen Säbeln und aufgesteckten Bajonetten, um die Kaiserburg herum Helm an Helm, Tschako an Tschako, Gewehr an Gewehr, Kanone an Kanone, um den Palast des Fürsten Metternich herum Kanone an Kanone, Grenadier an Grenadier, in der Herrengasse Kanoniere, Grenadiere, Pionire, auf den Basteien Feuerschlund an Feuerschlund; Militärtrommeln an allen Ecken, alle Stadtthore gesperrt und fürchterlich mit Soldaten verrammelt und mitten unter diesen erschrecklichen Wesen und Dingen allerwenigstens einmalhunderttausend Wiener, aber Nichts in den Händen, hin und her und her und hin. Die Soldaten waren um 1 Uhr noch still, die Kanonen

und Gewehre waren noch still, selbst die Pferde der Kürassiere und Husaren stampften und schnaubten nicht wie sonst, sie standen nur da wie stumme Festungsmauern und schauten bange und verwundert drein; dafür aber schrieen und lärmten die Wiener um so ärger. Ihr aber werdet fragen: Warum aber schrieen und lärmten die Wiener so arg? Darauf kann ich Euch nur in Kürze sagen: die Wiener wollten Nichts weiter als friedlich mit ihrem Kaiser reden, denn seit Jahren schon haben sie fromme Wünsche in ihrem Herzen gehabt, diese Wünsche haben sie endlich auf die Zunge gehoben, um sie ihrem Kaiser zu gestehen. Ihr werdet verwundert lächeln und sagen: das ist Alles? Braucht denn das Ding so viel, dem Ferdi zu sagen: So und so ist uns zu Muthe, Das und Das wünscht dein Wien, dein getreues Reich, gewähr' es uns und wir setzen deinen Thron mitten in unser Herz und schwören dir, er soll in alle Ewigkeit nicht wanken? Rennen doch alle Tage Tausende und Tausende von Wienern mitten durch die Kaiserburg und der Kaiser wohnt doch nur eine Stiege höher — warum hat sich Wien nicht ganz einfach melden lassen und seine Wünsche vorgetragen? So fragt Ihr, aber ich muß Euch leider eine verdrießliche Antwort geben: die Wiener haben sich wirklich bei dem Kaiser melden lassen und eine Menge Bitten schriftlich über-

schickt, aber da sind auf einmal Kanonen aufgefahren, Grenadiere angerückt, Kürassiere herangeritten, Bajonette waren geschliffen und Gewehre scharf geladen — aus ist's gewesen mit dem gemüthlichen Rennen die Kaiserburg aus und ein, der Kaiser hat jetzt nicht mehr blos eine Stiege höher gewohnt als die Wiener, er hat jetzt gleichsam tausend Meilen von ihnen in einer erschrecklich bewachten Festung gewohnt — und das ist die Antwort auf die Bitten der Wiener gewesen. Ihr werdet roth werden im ganzen Gesicht vor Zorn und sagen: Da muß was Anderes dahinter stecken, eine solche Antwort hat der Kaiser nicht gegeben, wir kennen unsern Ferdi auch und — kurz und gut, das kann nicht sein! Gut gepoltert; ich bin aber noch grimmiger als Ihr, denn ich weiß, wer anstatt dem Kaiser jene Teufelsantwort gegeben hat, das ist der Fürst Metternich gewesen und seine guten Freunde; denn diese haben seit vielen, vielen Jahren Nichts eifriger zu thun gehabt, als das Herz des Kaisers aus allen Leibeskräften von seinem Volke abzuwenden und sie haben auch am 13. März die Bitten der Wiener gleichsam unterschlagen und dem Kaiser gesagt: Majestät, die Wiener sind Rebellen, die Wiener wissen selber nicht, was sie wollen, sie wollen durch ihre Bitten nur ein Messer in die Hand bekommen, um Euer Majestät selber an's Leben zu ge-

hen. Und ehe der Kaiser noch Ja oder Nein gesagt hatte, haben die Rathgeber schon Adjutanten hin und her fliegen lassen, mit dem Befehl: Soldaten vor! Kanonen vor! Ladet und haltet euch bereit! Jetzt ist's an den Wienern gewesen, bis über die Ohren roth zu werden vor Zorn, sie sind auch wirklich in eine solche Wuth gerathen, daß sie kaum mehr gewußt haben, was sie thun; Tausende und Tausende sind hingerannt und hergerannt, andere Tausende haben vor schmerzlicher Raserei aufgeschrien, daß der allerstärkste Donner nur eine Kinderei dagegen ist, es ist gewesen, als stießen alle Millionen Engel Gottes in die Weltgerichtsposaune, man hat sein eigenes Wort nicht mehr verstanden. Aber anstatt nachzulassen, hat das erschreckliche Toben nur alle Minuten zugenommen, von einem Erkennen der Wiener ist gar keine Rede mehr gewesen. Den Kanonen hat man in die finsteren Rachen geschaut als würde mit Blumen und leichtem Zuckerwerk geschossen; vor den Bajonetten hat man so wenig Respekt gehabt als wären sie aus Leder geschnitten; der Wiener ist sonst empfindlich, wenn er auf den Fuß getreten wird, zu dieser Stunde aber ist er unter den Pferden der Kürassiere und Husaren herumgefahren als hätte er Füße von Stahl und Eisen. Da auf einmal heißt es in der Herrengasse: Feuer! und eine Reihe Gewehre krachen. Je-

sus Christus! sieben Menschen wanken und biegen sich und stürzen auf das Pflaster nieder; es ist aus mit ihnen und ihr Blut rinnt den Leuten unter den Füßen hin und wieder. Jesus Christus! Wer hatte schießen lassen? hatten denn die Wiener auch Gewehre in der Hand, daß das Militär gleich so mit Mord und Todtschlag dreingegangen ist? Nein; nur ein paar Stücke Holz waren in die Luft geflogen und dabei der Kommandant gestreift worden und darum hat er Feuer kommandirt, Feuer gegen Menschen, die Nichts in Händen haben, im Gedränge nicht vor und zurück mehr können und höchstens Splitter Holz in die Lüfte schleudern. Und hat dem heißen Kommandanten diese Tapferkeit genützt? Sind die Wiener jetzt wie Spreu auseinander, hierher und dorthin, und ist ihnen alle Lust vergangen, ihre Wünsche durchzusetzen? Schlecht gerechnet. Blut um Blut hat's jetzt geheißen, sterben kann man nur einmal, wir sind da einmal dran, in Gottes Christi Namen, vorwärts und ein Lump ist, der den Tod noch fürchtet! Wenn das Raubthier Blut sieht, so wird es rasend; wenn aber der Mensch einen wehrlosen Freund oder Bruder oder Mitbürger niedermorden sieht, dann wird er rasender als das Raubthier. Jetzt ist Wien nicht mehr von lustigen Menschen, jetzt ist es von lauter Wüthenden bevölkert gewesen. Schrecklich, schrecklich,

wenn der Mensch mit leeren Händen gegen Kanonen und Pferde marschirt, in die Bajonette greift mit bloßer Faust und gegen einhauende Säbel keinen andern Schutz hat als seine vorgehaltenen Hände! Es ist das eine herzzerreißende Schlacht. Bald stand das Militär auf keinem Fleck in der Stadt mehr ruhig wie eine Mauer da, es gab zu schießen und zu stürmen, es hagelte Steine auf das Militär und Kugeln auf die Menschen; Einige konnten mit ihren Wunden noch aufrecht stehen, Andere fielen auf das Pflaster hin und sagten dem schönen Wien „Ade" für immer. Ein Reiteroffizier war so hitzig und ließ einhauen, eh' er angegriffen wurde, er selber schwang den Säbel und hieb einem jungen Manne eine schwere Wunde in die Stirn, aber da war's mit seiner Herrlichkeit auch gleich zu Ende; er wurde vom Pferde gerissen, gewürgt und geschleppt, durch die Gassen gezogen und schrecklich zugerichtet, auf sein Pferd aber hob man den Verwundeten und führte ihn mit einem Jubel durch die Stadt, daß es den Engeln im Himmel das Gehör verschlagen mußte. Ein kleiner Platz heißt der Judenplatz; auf dem Judenplatz ist früher ein Stein- und Ziegelhaufe gelegen, im Viereck schön regelmäßig aufgeschichtet und rundherum von einem Bretterverschlag sehr stark umgeben. Wo war der Bretterverschlag und der Steinhaufe in weniger als einer Minute? Erst Stück für Stück in den Händen

der wüthenden Menschen, dann wie eine schwarze Wolke in den Lüften, daß es völlig dunkel wurde, dann auf den Köpfen der Soldaten und in den Fenstern, inner denen man nichts Ehrliches vermuthete. Die Soldatenantwort war eine Salve; das heißt, so viele Kugeln als eine erkleckliche Reihe Flinten auf einmal abschießen kann — schrecklich! wieder einige Menschen ganz oder halb todt auf dem Pflaster. Eine Mutter zu Hause hat vielleicht gerade gedacht: was wird mein Kind, mein Sohn, in Wien jetzt machen? Mutter, hat ein stiller Engel über ihr gesagt, er stirbt so eben, er stirbt den Tod für die Befreiung! Warum kommt mein Bruder nicht zurück? hat dort ein Bruder vielleicht gefragt — Erwarte deinen Bruder nimmermehr zurück, hat wohl ein stiller Engel ihm erwiedert, dein Brüderlein ist abgereist aus diesem Leben. Sonst ist man nicht gerne dabei, wenn Jemand stirbt, an diesem Tage aber tauchten zarte Frauenhände selbst ihre Tücher in das Blut der Sterbenden und werden es für Söhne und Enkel aufbewahren. Mittlerweile ging das Trommeln und Schießen, das Schreien und Kämpfen fort; auf dem Michaelerplatze blutige Bajonette, auf dem hohen Markte pfeifende Kugeln, die in die Menschen und Häuserwände schlugen; auf dem Hofe zwei- bis dreimal Sturm gegen das Militär, um Waffen aus dem Zeughaus zu erbeuten — hier wie-

der blutige Bajonette, pfeifende Kugeln und sterbende Menschen. Da hieß es: Nun auch die Kanonen zur Hand! Das Volk muß man mit Vierundzwanzigpfündern speisen! Wie? Eiserne Kugeln wie Menschenköpfe gegen unbewehrtes Volk, das Nichts als seine Rechte will? Zwanzig Opfer mit jedem Schuß? Entsetzlich! Aber so weit ist es nicht gekommen! Einem Feuerwerker, der am ersten losbrennen sollte, summt eine wunderbare Stimme in das Ohr: O schieße nicht! Die Wiener sind keine Rebellen, du hast dem Kaiser nicht geschworen, gegen deine Brüder zu schießen! Und der Feuerwerker legt seine Hand auf die Pfanne der Kanone und ruft: Ich bin zum ersten Male ungehorsam, aber zum Besten meines Kaisers und meiner Brüder! Und als man dennoch schießen will, springt er vor die Mündung der Kanone — Schießt, ruft er, so soll die erste Kugel mich zerreißen. Das wirkte und das Schießen mit Kanonen unterblieb. Jetzt ging es hier und da noch mehreren Soldaten zu Herzen, was sie heute eigentlich für eine trübselige Tapferkeit beweisen sollten, und es blieb nicht aus, daß hier und da der Bürger den Soldaten und der Soldat den Bürger freundlich ansprach, was auch vieles Blut erspart hat. Zum Beispiel kam ein Trupp Grenadiere den Kohlmarkt herauf, Gewehr im Arm und scharf geladen; da war es aber plötzlich

als käme das Weltmeer brausend auf sie zugeschossen, so drängten sich die Menschen an sie heran und es riefen tausend Stimmen: Schießt nicht, Brüder, wollt ihr Mörder statt Soldaten heißen? und die Grenadiere, Gewehr im Arm und von Menschen eingemauert, standen eine Weile bleich da, konnten keinen Arm gebrauchen und kehrten um. Und solches geschah an vielen Orten und die Soldaten nahmen ihre Bajonette von den Gewehren und verhielten sich freundlich zu den Wienern. Da naht sich der Abend; wilder drängten und stießen sich die Menschen durch die Straßen, an vielen Orten Hauen und Schlagen, tobendes Zertrümmern von Schilderhäusern und Fenstern; zwischen Kaiserburg und Vorstadt neues Lärmen und Schießen; man hatte einen Sturm versucht, in die Stadt zu kommen, es war nicht gelungen; einige Menschen blieben auf dem Platze. Um Gott und Christi willen, werdet ihr jetzt fragen, wollte das kein Ende nehmen? Wohl nahm es jetzt ein Ende, wenn auch nur auf kurze Zeit: feine Ohren hörten es nämlich in der Kaiserburg jetzt rauschen und fallen, niederstürzen und zu Boden schlagen — das war der Sturz des Fürsten Metternich zu dieser Stunde. Er hatte abgedankt. Die Nachricht lief erst leise durch die Straßen, später wie ein Freudendonner mit tausend Stimmen. Friede machten jetzt die Wiener und

Soldaten. Mit Metternich war eine Mauer eingefallen, so hoch bis in die Wolken und so dick als hundert Festungswerke, jene Mauer nämlich, welche Metternich seit vielen Jahren zwischen uns und dem Kaiser aufgeführt — und jetzt erst konnten die Wünsche der Wiener zu des Kaisers Ohren kommen. Wie haben diese Wünsche gelautet? Hört, o liebe Eltern, und sagt sie weiter! Ihr müßt euch denken, die Wiener stehen lebendig vor dem Kaiser und also reden sie:

Majestät!

Unsern Respekt und Gruß voran, aber hinterher gleich die Wahrheit wie sie wahr ist. Euer Majestät regieren jetzt an die zwölf Jahre, haben auch wohl gemeint, diese zwölf Jahre müssen ihre guten Früchte reichlich abgeworfen haben, von den 36 Millionen Ihrer Völker müssen eine schöne Anzahl, wenn nicht alle, erklecklich glücklich sein — und siehe! was? eine schöne Anzahl oder alle wohl und glücklich? Schmerzlich ist es, sagen zu müssen: von den 36 Millionen Ihrer Völker hat kaum eine Million ein wahres Glück vom Staat genossen; nur Vorrechte und Rechtlosigkeiten haben in Oesterreich gegolten, aber kein R e c h t. Warum aber besteht ein Reich und warum lebt der Mensch, wenn

er nicht glücklich werden soll? Wer ist es denn, der in einem Lande zuerst soll glücklich werden? Das ist der Bürger, Bauer, Handwerksmann und Taglöhner. Mit ihrer Faust erhalten sie die Sicherheit im Lande und gegen den Feind von außen, mit ihrem Gelde füllt der Staat zum größten Theile seine Kassen; der Landmann und der Bürger sind das Fundament in jedem Reich. Und waren diese glücklich in dem Kaiserstaate, Majestät? Keineswegs. Wenn die Regierung Geld bedurfte, wem schickte man die leere Kasse in's Haus? Dem Bürger, Bauer und Handwerksmann. Wenn die Regierung Soldaten bedurfte, wo klopfte man an's Thor, daß man die Söhne liefere? Beim Bürger, Bauer und dem Handwerksmann. Schoß ein Franzos zu Straßburg eine Flinte ab, gegen wen war da die Regierung freundlich? Gegen den Bürger, Bauer und den Handwerksmann. War aber ein Recht zu suchen und ein Prozeß zu gewinnen, von wem wollte die Gerechtigkeit des Regiments nichts wissen? Vom Bürger, Bauer, Handwerksmann. Majestät, worin besteht das bescheidene Glück des Volkes zumeist? In dem, daß es sein Brod nicht alle Tage mit Thränen ißt. Das Volk aber ißt sein Brod mit Thränen, wenn es von seinem schwarzen Brod die Butter nehmen und auf die Semmel hier des Adels, dort der Geistlichkeit und der Regierung streichen

muß. Man sehe des Volkes Hände an, ist's nicht zum Weinen? Man sehe seine Kost, ist's oftmals nicht zum Schrecken und Verzweifeln? Man zähle des Volkes frohe Tage im Jahr — die Finger Einer Hand schon reichen hin, die frohen Tage aufzuzählen. Z. B. wem gehört der Bauer an, zu was ist er geboren? und wer regiert ihn, wenn ihn Alles stoßt und drückt und plündert? Kann er sagen, ich bin in einem Staat, wo die Gerechtigkeit regiert? O durchaus nicht. Der Bauer also ißt sein Brod mit Thränen; Herrschaften, Beamte, Priester, Lehrer und Soldaten nährt er und was gibt man ihm dafür zum Besten? Schlechte Schulen, arg verdrehte Christenlehren, keinen Schutz vor Dieben und Räubern, Prozesse, die kein Ende nehmen, Schlösser vor den Mund, daß ja kein Wörtlein Unmuth auf die Lippen komme, Gesetze, die den Hohen nur zufrieden stellen. Nicht viel besser geht's dem Bürger, gar nicht besser geht's dem Handwerksmann. Wer bleibt nun übrig, der in Ihrem Reiche glücklich werden soll? Majestät, das Volk zahlt einmalhundertvierzigtausend Diener Ihres Staates und in der Absicht zwar, daß sie das Reich mit Ehren leiten sollen. Der Bürger ist nicht glücklich, der Bauer ist es nicht, auch nicht der Handwerksmann. Unglücklich meistens sind die Lehrer in den Schulen, unglücklich ist auch der Soldat, der Arbeiter.

Für wessen Bestes regieren nun die einmalhundertvierzigtausend Diener Ihres Staats? Etwa gar nur für ihr Bestes? Majestät, unglücklich ist die Mehrzahl ihrer niederen Beamten auch. Nun dann für wen? Nur für den Adel? Majestät, der niedere arme Adel ist nicht glücklicher als Bauer, Bürger, Handwerksmann. Für wen regiert man endlich? Für die höchsten und hohen Staatsbeamten, für den höchsten und reichen Adel, für die höchste und hohe Geistlichkeit und zum Besten Aller, die Millionen in der Tasche haben. Majestät, das Schlimmste ist gewesen, daß Sie Einem Manne nur Vertrauen schenkten und daß alle Völker durch ihn sich verständlich machen sollten. Sechsunddreißig Millionen, die haben Jahr aus Jahr ein was auf dem Herzen! Unmöglich ist es, Alles nur durch Einen Mund zu bringen, sei auch dieser noch so ehrlich für das Wohl des Volkes. Schrecklich aber, wenn nun dieser Eine auserwählte Diener sein Amt mißbrauchen, dem Volke wie dem Throne gleich schlecht dienen sollte — welche Folgen! Majestät, Sie haben diese Folgen erlebt in Ihrem Reiche. Millionen Ihrer Völker elend, das Reich dem Untergange nahe, der Thron im Wanken und die Liebe Ihrer Völker nahezu verloren: das die Hinterlassenschaft des Fürsten Metternich's. Der Thron, die Staatseinkünfte, einmalhundertvierzigtausend Be-

amte, fünfmalhunderttausend Soldaten, eine Armee geheimer Polizei, die nicht das Gute, sondern nur das Schlechte hinterbringen sollte, Alles das war nur da, einige Wenige glücklich und dafür Millionen herzlich unglücklich zu machen. So stand es noch vor wenigen Stunden, Majestät, der Fürst ist abgetreten, der Erzfeind ist aus dem Felde geschlagen, die alte Welt bricht hinter uns zusammen, ein neuer heiliger segensvoller Bau des Staates muß begonnen werden! Majestät, indem wir nun im Namen Ihrer Völker reden, ihre Bitten und Beschwerden melden und deren Verwirklichung erwarten, hören wir es brausen, sehen wir es drängen unaufhaltsam einer neuen Zeit entgegen: die Völker ringen freudig hoffend durcheinander, sie ahnen, ja sie wissen schon, wir gehen nicht von hier, wir bringen denn das erste höchste Gut gleich mit: eine Staatsverfassung, wie sie freien Völkern ziemt, damit die Zeit, die nun vorüber ist, nicht wiederkehre, und damit die Zeit erscheine, welche alle Völker endlich glücklich mache . . . Und meinetwegen denkt euch jetzt, liebe Eltern, daß der Ferdi aus dem Zimmer geht und mit verweinten Augen wiederkommt und sagt: Na, ihr habt's da ordentlich herausgesagt, ich will mir's merken. Meine Länder sollen eine gute Staatsverfassung, wie sie die freiesten Völker haben, ich gebe sie; Gewissen, Wort und Schrift ist frei, vor

dem Gesetz seien Alle, die mein Reich bewohnen, gleich, und damit sich meine Völker ihre Rechte künftig auch bewahren und beschützen können, will ich sie bewaffnen!.. Und als diese Antwort aus der Kaiserburg heraus vernommen wurde, da verschlug's den Engeln im Himmel selber das Gehör, denn der Jubel in Wien war nicht zu schildern.... Jetzt lebet wohl, o liebe Eltern seid gegrüßt, und bleibt von Herzen froh, grüßt mir die Geschwister und den theuren Pathen Friedländer, aber auch die ganze Heimath, o mir ist, als wär' das Elend all zu Ende, und das helle Paradies auf Erden. Bald, o liebe Mutter, lieber Vater, das Weitere, was hier in Wien geschieht...."

So endete der Brief Johannesle's. Er trug nicht wenig bei, die Freudigkeit der jungen Erlösung lebhaft zu vermehren.

38. Kapitel.

Das erste und vornehmste Gebot. Eine Betrachtung.

Nun zeigte sich's, wie weit Friedländers Eifer vorbedacht gewesen war. Eine große Menge von Gewehren wurde aus geheimnißvollem Hinterhalt gezogen und den Reicheren gegen billige Vergütung, den Aermeren umsonst in's Haus geliefert. Das ganze Grenzgebirge entlang sollte ein Schützenkorps gebildet werden, verwendbar für die Nähe wie die Ferne.

Mit Begierde griff das Volk nach Waffen.

Die Uebungen begannen, und weil nur wie aus Einem Munde und klar und schnell die nöthigen Befehle kamen, so verwirrte sich Nichts, weder der Eifer noch die Lässigkeit ward übertrieben. In unglaublich kurzer Zeit wiederhallte das Gebirge von dem Donner wohlgeordneter Manöver und Friedländer konnte sein Tagewerk betrachten und sagen; es ist gut.

Er kannte das Volk, und wußte wie es zu behandeln war; er kannte aber auch die Zeit und wußte, was sie verlangen mußte. „Wenn die deutsche Nation nicht zum bloßen Schwerte wird und mit dem ganzen Nachdruck der Gewalt die innern Feinde niederwirft, die Grenzen ihres Reiches zieht und dann erst ihre bürgerlichen Rechte ordnet, so haben wir

Nichts errungen als die alten Feinde, erzürnter und mächtiger als je, ein Vaterland, verhöhnter und geschmälerter als je und ohne alle Rechte.“ Das war ein Ausspruch, den er seinen Freunden nicht bloß einzuprägen suchte, dem er Geltung schaffen wollte. Er hatte bereits nach allen Richtungen Verbündete und jetzt gingen seine Boten neue Wege mit neuen vertrauten Sendungen.

In den heimathlichen Rath der Freunde aber ward ein neues Mitglied aufgenommen: Moorgarden, der ein anderer Mensch geworden schien und dem eine neue Würde übertragen wurde. Während seiner Soldatenjahre war er einst bei einem Grenadier-Regimente Fahnenträger gewesen, wozu er durch seine riesige Gestalt und die große Neigung seines Obristen besonders auserlesen war. Sein finster-schweigsames Wesen, wenn er in Reih und Gliede stehend und halben Hauptes über alle seine Kameraden ragend die Fahne mit gewaltiger Faust ruhig, unentreißbar an der Schulter empor hielt, verfehlte nie den vorüberreitenden Stab einen Augenblick zu fesseln. Bei einem Manöver einst, als es sich bei seinem Regimente um einen fluchtartigen Rückzug handelte, war er trotz aller Erklärungen nicht vom Platze zu bewegen, sondern gerieth, indem er sich die Schmach und den Schmerz einer Flucht zu lebhaft zu Herzen nahm, in

solche unerhörte Wuth, daß er die herandringenden Verfolger in der That für Feinde ansehend eine große Zahl zu Boden schlug, und die Andern entsetzt zum Weichen brachte. Als er deshalb in Eisen seine Buße tragen mußte, kaufte er sich vom Dienste los und weder Obrist noch die Kameraden vermochten ihn, obwohl ihm Strenge, Ernst und Tempo des Soldatenlebens sonst gar wohl gefiel, beim Regiment zu halten. Von militärischen Uebungen und Einrichtungen hatte er sich genaue Kenntniß verschafft und sie später aus Liebhaberei auch oft sich wiederholt, weßhalb ihn der Friedländer nun trefflich nützen konnte. Er machte ihn zum Schützenhauptmann des ganzen Gebirges und behielt sich nur vor, die letzten entscheidenden Befehle selbst zu geben. An den finster-gewaltigen Moorgarden schloß sich das Volk mit Scheu und Neigung unbedingt gehorchend an, Moorgarden aber unterordnete sich dem Meister Friedländer wieder unbedingt, so daß er nur das Schwert Friedländers zu bedeuten hatte. Und so war denn oben ein fester, sicherer, klarer, einziger Wille, der das Volk als scharfe stählerne Waffe für seinen Zweck gebrauchen konnte.

Eine bedeutsame Wandlung der Dinge!

Moorgarden war einst, wie wir ja gesehen haben, unbedingter Anhänger des Bestehenden gewesen, die

Autorität des Staates, wie sie eben lag und wirkte, war ihm zur Gewohnheit, die öffentliche scheinheilige Lügenwirthschaft war ihm glaub- und ehrwürdig geworden, und höhere Ideen vom Staate, feinere Begriffe von Gesellschaft, waren ihm ja fremd geblieben; dazu neigte sein Gemüth bei allem biedern Kern zur schärfsten Strenge im kleinen wie im großen Regiment. Sein abgeschlossenes Wesen trieb ihn wenig über seine Schwelle und da die freche Hand des Polizeistaats ihm bisher auch nicht persönlich an den Nacken griff, so kehrte sich sein Unmuth immer und rücksichtslos nur gegen alles Reden und Treiben, das der geltenden Herrschaft widerstrebte. Nun aber, da ihm durch seinen persönlichen Conflikt auf einmal ein scharfer Blick gestattet war in all die Niedertracht der herrschenden Gewalt, da schoß der Same der Belehrung, durch Friedländers Hände leise hingestreut, schnell und mächtig auf und trug vollwichtig seine Früchte. Die sittliche Natur seines heftigen Gemüthes riß, wie zuvor die bloße Autorität, alle seine Leidenschaften nun zu sich herüber und kehrte ihre ganze Macht auf Tod und Leben gegen die entweihte Macht des Staates. Aber Moorgarden trug einen politischen Schwerpunkt nicht in sich; er mußte eine Stütze und Leitung außer sich aufsuchen, und sowie er der bloßen Autorität abschwor, mußte er der Lehre eines

Aufgeklärteren, eines Führers, ebenso unbedingt verfallen. So war es auch. Friedländer hatte nie einen vortrefflicheren Schüler gehabt. Schweigsam, düsteraufhorchend und jedes gesprochene Wort schnell in Fleisch und Blut seines Wesens verwandelnd saß Moorgarden in den geheimen Versammlungen der Freunde zu Friedländers Füßen da. Es war, als wollte er die wunderbare neue Welt, die sich aus den Lehren Friedländers nach und nach entfaltete, mit den lodernden Blicken seiner erhitzten Seele mit Einem überschauen und zum Eigenthume seines Herzens machen. Oft, wenn Friedländer, um die Sterne seiner Worte so leuchtender zu machen, die ganze Finsterniß der eben erst gestürzten Lage zeigte, riß es den Moorgarden mit unsichtbaren Händen gewaltsam empor und stumm, finster, dröhnenden Schrittes ging er auf und nieder, daß nicht ohne stilles Grauen die Versammlung auf ihn blickte. Meist ließ er sich dann, bewältigt durch sich selbst, wieder zu des Meisters Füßen nieder; oft auch entriß er sich dem Kreis der Freunde, um sie nicht durch maßlose Dinge seines durchwütheten Gemüthes zu entsetzen; einmal da Friedländer von den schönsten Tagen deutscher Macht und Größe erzählte, weinte er, und das erschütterte die Freunde der Art, daß man jenes Abends nichts mehr besprechen und be-

schließen konnte, sondern mit stillem Händedruck nach Hause ging.

Moorgarden stellt uns vielfach treffend des deutschen Volkes, namentlich des Bauers, wundersamen Charakter dar. Zwischen seinen vier Wänden waltsam, streng und rastlos, läßt er „draußen" d. i. über seiner Schwelle und Gemarkung „Gott und seine Creaturen" sein und walten nach Belieben, rüttelt sich gegen die Gewalt am Steuer- und Rekrutentage still verdrießlich, schweigt dann wieder und mag es nicht gern leiden, daß man gegen das Bestehende fortdauernd knurrt und schnauzt. Seine Welt ist sein Haus und wenn man ihn da erträglich walten läßt, wenn sich halb erfreulich die Kassen füllen, das Amt ihn menschlich anspricht und die Kanzel nicht jeden Sonntag mit geweihten Dolchen ihm das Herz zersticht — in Gottesnamen, so erträgt er's, lebt und wächst dahin, erleichtert sich in manchem Wirthshauskampf, wo er Alles kreuz und quer schlägt, das dämonisch-schwellende Gemüth, wird alt und stirbt. Indessen ist es den despotischen Gewalten eigen, zu meinen, sie seien und wirkten nicht, wenn sie sich mit jedem Tag nicht neu empfinden machten. Sie überschreiten endlich auch die Schwelle des Ruhigsten und frechen Griffes entweihen und mißhandeln sie den Frieden stiller Bürger. Das treibt denn auch das Volk aus

seinen Pfählen, führt's zur Verständigung, daß Alle, um stärker als die Staatsgewalt zu sein, Eines Sinnes werden müßten, und so entspringt denn eines Tages das Volk wild tobend der sündergrauen Heiligkeit der Macht und will von deren Gutem wie Schlimmen Nichts mehr wissen. Aber, wie wir an Moorgarden sahen, trägt auch das Volk einen klaren, festen, politischen Schwerpunkt nicht in sich. Den Predigern des Neuen stürmt es zu und möchte Bestand und Angedenken des Gestürzten gründlich ausgerottet wissen.

Hier aber ist ein Punkt, den wir beachten müssen.

Daß nicht die Völker längst den Zustand unserer Tage wie ein trübes Mährchen hinter sich haben, daran ist einfach dieser Umstand schuld, daß ein Volk, der Tyrannei entspringend, entweder ehrgeizigen Verräthern oder Schwärmern ohne Klarheit oder wissenschaftlich ausstaffirten Feiglingen zur Beute wurde. Als Moorgarden aus den Klauen des Polizeistaats entwich, da hielt ein geschulter, klarer, entschiedener Volksmann ihm die offnen Arme hin und drückte ihn an's Herz; da war vorgearbeitet und vorbedacht, da war keine unreine Nebenabsicht, da war der entschiedne Wille, des Volkes Wohl und Ehre schnell und gründlich durchzusetzen. Aber Friedländer war durch seine Stellung nur Tausenden des Volks ein

bekannter Führer; das deutsche Volk von vierzig Millionen brauchte Tausende solcher Führer und die ersten unter diesen Tausenden mußten klar, schnell, verwegen sein wie er — o deutsches Volk, ein Meer von Thränen hat es dich gekostet, daß dich Blindheit, Ehrgeiz oder Feigheit deiner mit Wissen und Gewissen so übermäßig auswattirten Führer so arg und lange täuschen konnten: da hast du nun Gräber statt den heitern Wohnungen der Freiheit und die alten Uebel frecher als zuvor! . . .

---

39. Kapitel.

In der Fremde. Ihr Bild. Eine Schlußbetrachtung.

Zwei Bursche sitzen einsam in ferner, ferner Kaserne. Müde vom Exerciren, von stillem Weh und rastlosem Treiben des Tages benützen sie den ersten Augenblick der Ruhe, um zusammen hinzusitzen und ihren geheimsten Gefühlen und Gedanken Audienz zu geben.

Es ist gegen Abend, die Lüfte ruhig und frühlingshaft durchwärmt, die Sonne im Untergehen, am weiten blauen Abendhimmel kein Wölklein zu sehen; desto trüber und stürmischer geht es in den Herzen

der beiden Bursche her, die erst seit einigen Tagen hieher verschlagen und verschleppt worden sind.

Wir kennen sie, die Bursche sind Moorgardens Knechte Valentin und Peter, welche, da sie ihren Herrn aus Häschershänden befreien wollten, erkannt, verrathen und durch Wilfings schnell ausgeführtes Strafurtheil ein trauervolles Opfer der fallenden Tyrannei geworden sind. Nun sitzen sie da wie tausend Meilen von der Heimath abgeschieden, in einer Kaserne unter Grenadieren, von denen einer den andern nicht versteht, weil sie lauter verschiedene Sprachen reden, sind strenge überwacht und dürfen auch nicht brieflich heimberichten, wo sie sind und wie es ihnen geht. Die armen Bursche wissen auch gar nicht, was seit ihrer Entführung aus der Heimath Freudiges geschehen ist und wie viel Freiheit die Welt durchsauset, seitdem sie lebendig unter Menschen und Wände eingemauert sind.

Valentin legt den Kopf in die rechte Hand und betrachtet mit wortlosem Schmerz einen frischen Rosmarinzweig, den er zwischen den Fingern seiner Linken hält. Diesen frischen Zweig hat er wieder von unsichtbarer Hand auf seinen Hut gesteckt gefunden, als die Häscher kamen, ihn aus Moorgardens Hause zum Militäre abzuführen. Von dem Schauplatze seiner süßesten Träume und Hoffnungen hinweggerissen,

betrachtet er nun sein grünes Angedenken mit feuchten Augen und glaubt die liebe Geberin im Geiste vorübergleiten zu sehen, die, als sie ihm das Zweiglein mit ängstlich-glühenden Wangen auf den Hut gesteckt, wohl nicht geahnet hat, daß es ihm als letztes Angedenken in ferner Fremde würde dienen müssen.

Valentin hatte Moorgardens Klärchen als die schelmische Geberin im Geist vor Augen.

Er glaubte sie zu sehen, wie sie um Mitternacht mit leisen Schritten dem Stall zuschreitet, die Thüre sehr behutsam öffnet, eintritt, und erblassend und erröthend nach der Wand hinsucht, um den Hut zu finden, den sie mit dem Rosmarinzweig schmücken möchte.

Aber seltsam.

In dem Augenblicke, als ihm Klärchen den Hut zu schmücken scheint, geht wieder jenes Wunderbare in ihm vor, daß er das Angesicht Klärchens sachte sich verwandeln und jenem Beatle's, ihrer liebsten und trautesten Freundin, leibhaftig ähnlich werden sieht.

Dies war ihm nicht das erste Mal so vorgekommen, sondern wiederholte sich fast immer, so oft er Klärchens Bild recht fest und lebhaft mit der Seele fassen und halten wollte. Indessen war's ein Wechsel, der nicht unlieb werden konnte. Klärchen war schön, gut und freundlich, Beatle schöner und sanft

wie eine Heilige. Valentin war nie betrübt, wenn solch harmlose Wandlung vor dem Auge seiner Seele vorging; er lächelte oft für sich und dachte: „Weil ich die Beiden so oft beisammen gesehen, kommen sie mir auch immer in Gedanken mit einander vor.“ Manchmal erschrack er freilich auch nicht wenig, wenn er merkte, wie lange er Beatle's Mariengesicht ansah und sich ganz dabei verlor. Ich will dir treu bleiben, Klärchen“ rief er dann „ich kann auch nicht dafür, daß mir Beatle's Angesicht so immer hinter deinem steckt — es soll nicht mehr geschehen.“ Und so war's denn heute auch. Valentin besah sich lächelnd das holde Bild Beatle's und als er merkte, daß es lang genug geschehen, dachte er: „Es ist aus der Fremde und in meinem Unglück, daß ich mir die Freunde so betracht', Gott vergeb' mir meine Sünd', wenn ich das nicht dürft', was hätt' ich sonst in dieser Noth und Trübsal hier?“ Indem er so dachte, wickelte er ein Papierchen, welches um den Stengel des Rosmarinzweiges gewunden und mit einem Fädchen umbunden war, langsam los und er bemerkte dabei, daß Schriftzüge auf dem Papiere standen. Arglos drehte und wendete er das Zettelchen und las mit einiger Mühe den Namen — Beatle. Er war zitternd hingeschrieben, das konnte man ohne Mühe sehen. Valentin erschrack, doch faßt er sich schnell

wieder und dachte: „Wie die zwei Freundinnen immer mitsammen zu thun haben, wo sie können, führt jede den Namen von der andern bei sich. Wenn Klärchen jetzt wüßt', daß ich meinen könnt', das Zweiglein sei vom Beatle! Aber

Ich halte treu und fest an meinem Sinn
Und wank' von Dir zu keiner Andern hin.

Peter, sein Unglücksgefährte, saß still bei ihm und sagte lange Nichts. Nur dann und wann besah er sich mitleidig seinen Schmerzgenossen und dachte: „Ich will noch warten; ich kann's ihm noch nicht sagen." Dann aber fiel ihm ein, daß er ja noch nicht wisse, wie lang man sie beisammen lassen würde, faßte ein Herz und sagte endlich: „Valentin . . ."

Ohne aufzublicken sagte dieser: „Was willst Du, Bruder?" So nannten sie sich nämlich seit dem Unglück, das sie beide theilten.

„Valentin" begann der Peter noch einmal „ich hab' einen stillen Auftrag, ich soll ihn länger schon berichten, er ist mir aber schwer, weil er für dich ist und weil er von ihr ist; ich muß es nur gleich sagen: vom Klärchen Moorgarden ist der Auftrag — Gott sei's gedankt, so viel ist überstanden!"

Valentin erschrack und wollte aufblicken, aber um sein Zittern zu verbergen und die Ruhe scheinbar zu erhalten, blieb er sitzen wie er war und sagte: „Was

überstanden? Warum überstanden?“ Der Rosmarinzweig bebte zwischen seinen Fingern und das hellste Roth durchwogte seine Wangen.

„Valentin“ fuhr Peter fort „ich hoff' du hörst es mit Geduld und überlegst es ruhig; auch das Klärchen läßt dich bitten, ihr's nicht anzurechnen, am meisten seist du selber Schuld an deinen Herzenssachen.“

Valentin ließ seinen Kopf in beide Hände sinken und sagte nur mit leiser Stimme: „Red'.“

So fuhr der Freund denn fort: „Bruder, wie ich dich den Zweig da halten und betrachten sah und deine Lust dran haben, da fällt mir wieder auf's Gewissen, was ich dir schon lange sagen soll und was ich in bessern Zeiten immerfort verschoben und verschwiegen habe. Gelt, von Zeit zu Zeit geschieht's, du findest Morgens im Stall auf deinem Hut ein Sträußlein wie dieses hier und du hast deine Lust daran und denkest immer: Das hätte dir das Klärchen auf den Hut gesteckt, du könntest das ja leicht an ihr erkennen, wenn sie so lieb ist gegen dich und lächelt und wie eine schelmische Freundin dich gutherzig behandelt. Bruder, sei aber nicht zu arg betrübt, das Klärchen weiß wohl von dem Zweiglein und dem Geheimniß, das Klärchen ist es aber nicht, was dir das Zweiglein auf den Hut gesteckt. Sei nicht zu arg

betrübt, sag' ich, das Klärchen hat mir aufgetragen, dir's zu sagen und dich um Friede und Geduld zu bitten und das thu' ich jetzt. Daß es hier geschehen muß, ist mir ein rechtes Leid. Willst aber wissen, wer das Zweiglein immerfort auf deinen Hut gebracht? Ihre Freundin, das Beatle ist's gewesen. . ."

Er wartete, ob Valentin etwas erwiedern würde; als dieser aber schwieg, so fuhr er fort:

„Beatle hat alle Ruh und Seligkeit auf dich gesetzt, sie ist's gewesen, die von Zeit zu Zeit beim Klärchen übernachtet hat und wenn es stille war im ganzen Haus, dann hat sie dir das Sträußlein heimlich auf den Hut gepflanzt. Vor Tag ist sie dann fortgeschlichen, es hat sie Niemand kommen sehn und gehen, sie hätt' um alle Welt nicht eingestanden, was sie da gethan — und dennoch ist's ihr liebster Herzenswunsch gewesen, daß du einmal doch das stille Wunder einseh'n und ihr ja nicht gram sein möchtest. Das Klärchen hat es Anfangs schelmisch unterhalten, daß du so im Irren hin und her gerathen und so selig das Zweiglein auf dem Hut getragen hast; wie sie aber gesehen hat, du denkst an sie, du wünschest und hoffest, was nicht sein kann und nicht ist — Valentin, Bruder, da ist ihr bald die Heiterkeit vergangen, sie hat mich in die Sach' gezogen und wie ich dir's gerad' bekennen will, wird der Moorgarden

festgenommen, wir wollen ihn befreien, sind verrathen und sind hier. . . .“

Valentin verharrte unveränderlich in seiner Lage, holte auch kaum hörbar Athem und sagte keine Silbe. So setzte Peter endlich noch hinzu:

„Denke nicht, das Klärchen habe lange her ihr Herz noch frei. Ihr geht es nicht viel besser als auch dir. Der jung' Felber, der Georg, ist ihr Wunsch und Ziel, sie haben sich das Wort gegeben, aber du kennst den Alten, ihren Vater, und weißt, wie selten seine Sonne scheint und so was reifen läßt. Die Mutter weiß davon, aber du weißt auch, was ihr Wort und Bitten helfen werden. So denkt und hofft das Klärchen auch gar oft im Trüben hin, weiß nicht woaus noch an, muß den Vater fürchten und kann mit ihrer Mutter höchstens stille weinen. Sie hat mir aufgetragen, daß ich dir das sage, und hat geweint dabei und hat gebeten, daß sie dir doch mild im Sinne bleiben möge. Das, o Bruder, denk' und seh, wie du's verschmerzen sollest mit der Zeit.“

Valentin fühlte es wie eine kalte Hand über sein Herz streichen und seine schönsten Freuden und Hoffnungen mit Einem Male hinwegnehmen.

Er saß da und regte sich nicht. Thränen, heiße bittere Thränen nur träufelten nach einer Weile auf die Steinplatten unter seinen Füßen nieder.

Sein Freund sprach ihm noch einmal herzlich zu, sich zu getrösten und es fest und männlich zu ertragen, aber Valentin erwiederte Nichts und blieb stumm in seinem Schmerz. Er hatte ein Gefühl, als sei das Ende aller Dinge in der Nähe und es lohne sich Alles zusammen nicht mehr, daß noch ein Wort darüber verloren gehe.

Denselben Tag noch wurden die Leidensgefährten getrennt. Peter wollte geschwind dem Valentin noch Lebewohl sagen, fand ihn aber nicht mehr und war von Herzen betrübt darüber.

Erst vierzehn Tage später kamen sie auf ihrem Marsch nach Wien wieder zusammen. Die Freude war groß. Auch Valentin konnte sich nicht erwehren, seine Freude in lebhaften Worten auszudrücken. Er sah noch sehr angegriffen aus. Die Frische seiner Wangen war noch fort, auch war er hagerer geworden. Peter berührte jetzt die Wunde mit keiner Silbe mehr, weil er dachte, Valentin sei nun doch auf dem Wege der Besserung. Er hatte recht. In Valentins Seele war indeß ein Schutzgeist auferstanden, der sein Weh nach und nach geheimnißvoll und gelinde um die ärgsten Klippen der Verzweiflung einer wunderbaren Linderung entgegengeleitet hatte. Wachend und träumend erschien ihm jetzt Beatle's liebreizendes heiliges Angesicht so oft und freundlich lächelnd, daß

er nicht umhin konnte, die Erscheinung immer näher und lieber zu betrachten, wie ein trostreiches Gnadenbild in dem weihevollsten Winkel seines Herzens zu verwahren, und wenn es ihm nicht selbst in's Angedenken kommen wollte, es selber aufzusuchen und seine schönsten Gedanken vor demselben knien und beten zu lassen. . . .

So schien dem erschütterten Valentin, statt des schönen Klärchens mit Haus und Hof, das schönere, aber arme Beatle vom Schicksal auserlesen; eine Erscheinung, welche den Erlebnissen des deutschen Volkes seit dem Jahre 1848 in gar mancher Hinsicht gleicht.

Wer hätte nicht gedacht, als der erste Ruf und siegreiche Sturm des deutschen Volkes überall erhoben ward, die Freiheit, die volle, reiche, weniger ideale, aber sicher fußende Freiheit mit gesunder frischer Wange werde kommen, ja sei schon da und theile ihre Gaben aus an alle, welche schmachtend und geplündert in ihren Rechten sie Jahrhunderte als die Erlöserin erwartet hatten? — und siehe! als schüchtern-ideale, heilige, unnahbare Freiheit ohne Gaben, unfruchtbar aus den Wolken niedersegnend, erschien sie hoch über unsern Häuptern, geächtet und verkannt, geschmäht und verfolgt von der Schaar der Feigen und Behäbigen, verscheucht vom rohen Kriegsdonner der Tyrannei und zu wenig und uneinig vertheidigt von

ihren ernstlichen Verfechtern. Die Freiheit mitten in's Leben herabzuleiten, festzuhalten, ihre Zauber und Früchte zu sichern, dazu gehört ein starkes, einiges, wohlgeübtes biederes Volk, das für die Freiheit Gut und Leben einsetzt; ein Volk aber, welches unterhandelt, zaudert, wankt, bedenkt, das will die Freiheit nicht, die lebensfähige, reiche, nützliche, das hilft der Tyrannei sie von der Erde treiben, wo sie kaum erschien, und sie, ein blasses, armes Abbild, unfruchtbar in nebelhafter Ferne halten.

So sitzt das deutsche Volk nun da, wie Valentin, das schöne, aber arme Bild der Freiheit aus trüber, weiter Ferne sehend und erschütterten Gemüths die Mittel und die Zeit berechnend, wann sie einzuholen und lebenswarm und fruchtbar festzuhalten wäre? .. Wer wird nun trotz allem Leide früher an sein liebes Ziel gelangen? Valentin? Das deutsche Volk?

Die Frage ist leicht, die Antwort schwer.

Die Zeit und Muße wird uns, hoffen wir, bald eine Antwort geben, die uns freuen wird und die wir gern erwarten.

W